

Andreas Kurth



Sturz vom Olymp

*Die Rückkehr des
Nostradamus*

Dieses Buch ist all jenen gewidmet, die auch in den größten Krisen meines Lebens, mich nie aufgegeben, immer zu mir gehalten und so die Entstehung dieses Buches erst ermöglicht haben.

***In tiefer Dankbarkeit
Andreas Kurth***

STURZ VOM OLYMP

Die Rückkehr des Nostradamus

von

Andreas Kurth

*Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
Sind im Internet über [http:// dnb.ddb.d](http://dnb.ddb.d) abrufbar*

2011 Andreas Kurth
Alle Rechte vorbehalten
Herstellung und Verlag:
Umschlaggestaltung : Andreas Kurth
ISBN

Inhaltsverzeichnis

- I. Kapitel: Der Anfang einer preußischen Karriere
- II. Kapitel: Der kleine Philosoph
- III. Kapitel: Der Besuch
- IV. Kapitel: Sturz vom Olymp
- V. Kapitel: Die Tournee
- VI. Kapitel: Der Hätetest
- VII. Kapitel: Im Namen des real existierenden Sozialismus
- VIII. Kapitel: Der Anfang vom Ende
- IX. Kapitel: Ach du dickes Ei
- X. Kapitel: Zwei Jahre im Strafmusikkorps
- XI. Kapitel: Zeitreise in die Antike
- XII. Kapitel: Zu Tode gemobbt
- XIII. Kapitel: Irgendwo im Nirgendwo
- XIV. Kapitel: Der Rechte in der Linkspartei
- XV. Kapitel: Die Rückkehr des Nostradamus
- XVI. Kapitel: Psycho 52
- XVII. Kapitel: Die zweite Chance

I. Kapitel

Der Anfang einer preußischen Karriere

Dies ist die Geschichte eines nicht ganz unbedeutenden Teiles meines wahrhaft turbulenten Lebens. Übrigens, mein Name ist Kurth, Andreas Kurth, Feldwebel und Militärmusiker der Nationalen Volksarmee der DDR a.D.

Meine erste Freundin war sehr gerührt, als ich ihr erzählte, dass es mich bei dem Genuss von Wodka - Martini schütteln würde. Obwohl ich kein verkappter James Bond bin, begann meine erste Personalausweisnummer mit der Kennziffer B wie Bond, 007. Und Hand aufs Herz. Ich habe auch nie im Auftrag ihrer Majestät, der Bundeskanzlerin gehandelt. So wahr mir Guido helfe! Dennoch blieb ich wohl zeitlebens eine Doppelnulle!

Ich war zu damaliger Zeit 17 Jahre alt, 1.78 m groß und von schwächtiger Gestalt. An einen „lieben“ Gott habe ich nie geglaubt und mich sogar strikt geweigert Petrijünger zu werden. Ich hatte einfach keinen Bock darauf im Trüben zu fischen!

Sicher werden Sie sich, liebe Freunde, jetzt fragen, was mich dazu veranlasst hat, ausgerechnet Militärmusiker zu werden? Nun ja, ich will nicht unbedingt behaupten, dass ich zu faul zum Arbeiten gewesen wäre. Aber was bleibt einem schon anderes übrig, wenn man Künstlerhände hat? Einen Tag hinter dem Pflug, und ich wäre reif fürs Hospital gewesen. So entschied ich mich denn, natürlich nicht zuletzt auch aus Liebe zur Musik, für den vermeintlich leichteren Weg.

Ich muss Ihnen an dieser Stelle gestehen, dass es mir auch nicht besonders schwer gefallen ist, mich gegen die anderen Konkurrenten und Mitbewerber durchzusetzen,

denn sie spielten so lapidare Stücke, wie Horn – und Trompetenkonzerte von Mozart, Beethoven und anderen unbedeutenden Komponisten. Ich dagegen zelebrierte 2 Oktaven der C – Dur Tonleiter auf meinem Tenorhorn und riss damit das Prüfungskollegium zu wahren Beifallsstürmen hin. Böse Zungen behaupteten später, ich hätte den guten Posten an der Militärmusikschule nur aufgrund meiner guten Beziehungen zum Militär bekommen, was natürlich absoluter Unsinn ist. Aber mal ganz im Ernst. Ohne meinen hervorragenden Lehrer; Herrn Müller, der selbst Offizier an der Militärmusikschule war und mich damals unterrichtete, wäre ich nie in Prora angenommen worden. Tja, Beziehungen schadeten schon damals besonders denjenigen, die sie nicht hatten. Leider verstarb mein geliebter Lehrer viel zu früh, wie fast alle Menschen, die mir in meinem Leben einmal etwas bedeutet haben.

Falls mich mein Gedächtnis nicht völlig verlassen hat, wurden wir am 30. August des Jahres 1980 zur NVA eingezogen. Der Ort unserer 3-jährigen Ausbildung zum Militärmusiker lag direkt an der Ostsee in einem ehemaligen KDF – Bad des Dritten Reiches.

Als meine zukünftigen Kameraden und ich die Kaserne in Prora auf Rügen zum ersten Mal betraten, verschlug es uns fast die Sprache. Die Architektur des 5 – stöckigen Gebäudes war in der Tat atemberaubend. Diese schlichte Eleganz des Baustils und dieses farbenfrohe Grau. Wahrhaft einladend. Man fühlte sich gleich wie Zuhause, vorausgesetzt, dass dieses ein besonders miserables gewesen war.

Am großen Eingangsportal wurden wir freundlicherweise von den Wachen erst einmal nach alkoholischen Getränken

durchsucht. Schließlich sollte niemand in Versuchung geraten, dem Leben beim Militär eventuell eine positive Seite abzugewinnen zu wollen.

Nachdem wir diese Prozedur maulend mehr oder weniger heil überstanden und das militärische Gelände betreten hatten, schoss auch schon eine fette, grauhaarige Bulldogge auf uns zu und bellte: „Aaachtung! In drei Reihen angetreten, ihr lahmen Säcke! Marsch! Marsch!“ Erst jetzt fiel mir auf, dass es sich bei diesem wild gewordenen Etwas wohl doch um eine Art menschliches Wesen handeln musste. Er hatte zwar nicht das für einen Menschen typische Lachen, aber dafür zumindest eine besonders ausgefeilte Version der deutschen Sprache. Verwirrt nahmen wir, so schnell es ging, die gewünschte Formation ein, während das ohrenbetäubende Gebrüll weiterging. „Her gehört ihr schlafmützigen Gesellen! Mein Name ist Pamms. Hauptfeldwebel Pamms. Und ihr werdet mich gefälligst mit Genosse Hauptfeldwebel anreden! Verstanden?“ „Jawohl Genosse Hauptfeldwebel“, schrien wir aus Leibeskräften zurück, denn niemand von uns war sich sicher, ob uns dieser anscheinend arme, gehörkranke Mann sonst verstanden hätte. Nach einem kurzen Zusammenzucken seiner Gesichtsmuskulatur grinste er sichtlich zufrieden und meinte: „Sehr gut meine Herren. Ich sehe wir verstehen uns auch ohne laute Worte. Zunächst einmal werden Sie alles vergessen, was Sie bisher gelernt haben. Eine eigene Meinung ist hier nicht gefragt, von meiner einmal abgesehen. Hier haben Sie nur Befehle auszuführen und das Maul zu halten. Haben wir uns verstanden?“ Wie befohlen schwiegen wir eisern. „Ihr Idioten“, zeterte Hauptfeldwebel Pamms. „Wenn ich euch eine Frage stelle, habt ihr gefälligst zu antworten. Anscheinend seid ihr zu

allem zu blöd, sonst wäret ihr ja wohl auch keine Musiker geworden.“ Und du kein Hauptfeldwebel, ging es mir durch den Kopf. „Also meine Herren. Sie werden jetzt auf ihre Stuben verteilt und danach eingekleidet. Rechts um! Marsch! Marsch!“

Im Gleichschritt stampften wir die Treppen zum 4. Stockwerk empor. Mein Gott, dachte ich völlig außer Puste, als wir endlich oben angekommen waren. Wenn ich hätte Leistungssportler werden wollen, hätte ich mir einen anderen Verein gesucht. Die Zimmer daselbst, waren für militärische Verhältnisse ganz leidlich ausgestattet. Jedes von ihnen wies eine dunkelbraune DDR - typische Anbauwand, drei Liegen, eine kleinen viereckigen Tisch sowie drei Sessel und sogar einen Teppich auf.

Ich war zusammen mit Thomas Wittkugel und Olaf Tredup, genannt die Möwe, alldieweil er aus Rostock stammte, auf einer Stube untergebracht. Beide waren lange Kerls. Keiner von ihnen unterschritt wohl die stattlichen Maße von zwei Metern. Obwohl die Zwei ganz patente Jungs zu sein schienen, konnte ich mich nie ganz des Eindrucks erwehren, dass sie auf mich herabsahen. Kurze Zeit später, betrat ein Unteroffiziersschüler aus dem 3. Ausbildungsjahr den Raum und warf uns einen großen Packen Zeitungen auf den Tisch. Toll, freute ich mich. Wenigstens etwas zum Lesen. „Was heißt hier lesen?“, empörte sich der Vorgesetzte. „Wir sind hier doch nicht beim Lesezirkel. Die Zeitungen sind zum Zusammenlegen der Wäsche da, allenfalls noch zum Fenster putzen.“ Dann zeigte er uns, wie man mithilfe der Illustrierten die Wäsche maßgerecht zusammenlegte und millimetergenau übereinanderstapelte. Wir versuchten krampfhaft es ihm gleich zu tun. Aber irgendetwas hatte dieser Witzbold an unseren kunstvollen

Aufbauten immer wieder auszusetzen und riss sie schnurstracks wieder ein. Irgendwie erinnerte mich das an ein Kleinkind, zumal ihn das Ganze zunehmend erheiterte. Wir dagegen konnten gar nicht darüber lachen, was der Unteroffiziersschüler unserer Humorlosigkeit zuschrieb. Nach einiger Zeit, hatte er denn auch das komische Spiel satt und verließ mit strahlenden Kinderaugen unser Quartier. Es ist doch immer wieder schön, einem guten Menschen eine Freude zu bereiten, dachten wir missgelaunt und das Einzige, was in diesem Moment Heiterkeit ausstrahlte, war der wolkenlose Himmel. Der grelle Ton einer Trillerpfeife riss uns aus unseren trüben Gedanken. „Erster Zug angetreten zum Einkleiden!“, brüllte der Unteroffizier vom Dienst, kurz UvD genannt. Dann ging es im Gleichschritt zum Zeughaus und da der Weg lang war, das Areal erstreckte sich über mehr als vier Kilometer, sollten wir ein lustiges Lied anstimmen. Mir fiel sofort der Trauermarsch von Chopin ein, aber wir sangen dann doch „Heut ist ein wunderschöner Tag“. Nach etwa einer halben Stunde waren wir am Ziel. In dem großen Gebäude, roch es muffig und die Motten schienen hier wahre Fressorgien zu feiern. Eine etwa sechzig Jahre alte Frau passte die Uniformen an. „Sie sind aber ein hübscher junger Mann“, lächelte sie mich mit einem verführerischen Augenaufschlag an. Als ich an der Reihe war. Mein Gott, dachte ich. Was hast du bei den Weibern für Chancen. Oder hatte sie nur einen schlechten Geschmack? Zumindest tat ich geschmeichelt, was wohl auch der Grund dafür war, dass im Gegensatz zu vielen anderen, meine Uniform wenigstens passte. Es muss Stunden gedauert haben, bis die ganzen Formalitäten erledigt waren und wir voll bepackt wieder abmarschieren konnten. Mit der jungen Frau hatte

ich übrigens keine Verabredung mehr. Nachdem das ganze Gepäck in den Unterküften verstaubt war, ging es mit fröhlichem Gesang zum Mittagessen in den sogenannten Kakerlakentempel. Vor der Tür standen große Kartoffelsäcke mit der Aufschrift „für Schweinemast und NVA“. Na ja, dachte ich, da kannst du wenigstens nicht abnehmen. Ich hatte großen Hunger und beschloss ordentlich zuzuschlagen. Aber als ich das Essen sah, wurde mir kotzübel. Es gab eine Art Grützwurst, „Tote Oma“ genannt und so wie es schmeckte, muss die Gute schon ziemlich lange auf Eis gelegen haben. Ich hatte Mühe, das ungenießbare Mahl hinunterzuwürgen, schaffte es aber, ohne mich zu übergeben und mein Hunger hatte sich wie durch ein Wunder ganz von selbst verflüchtigt. In der Mittagspause versammelte sich ein großer Teil unseres Zuges auf der Raucherecke. Hier galt die altbekannte Devise „Ohne Dampf keine Leistung“ und was so mancher von uns leistete war schon enorm. Ich zählte in dieser Beziehung zu den Besten meines Jahrgangs. Zudem war dieser Dampfkessel das ideale Informationsblatt. An dieser für Nichtraucher ungastlichen Stätte, erfuhr man allen Klatsch und Tratsch aus erster Hand. Wer nicht rauchte war schlecht unterrichtet und blieb immer ein Außenseiter. Mit frisch gestärkten Lungen, empfingen wir wenig später unsere Instrumente. Sie wurden von Hauptmann Wichtig ausgegeben. Der Bedauernswerte war allem Anschein nach etwas schizophren veranlagt, denn er hielt sich immer für den Fachrichtungsleiter, also für den Oberboss, allerdings nur, solange seine Vorgesetzten außer Sichtweite blieben. Bei anstehenden Beförderungen, wurde er regelmäßig übergangen. Sein Zustand verschlechterte sich mit den Jahren zunehmend und wenn er nicht gestorben ist, wird er

wohl heute in seinem verwirrten Zustand der König aller Reußen sein. Zu damaliger Zeit, war Hauptmann Wichtig einer unserer Orchesterleiter, der uns mit seinen einfallslosen Kompositionen den letzten Nerv raubte. Ansonsten hatte der so arg Geschmähte einen gesunden braunen Teint, was wohl in erster Linie darauf zurückzuführen war, dass er seinen Vorgesetzten mit einer wahren Leidenschaft in den Allerwertesten kroch. Wie dem auch sei. Jedenfalls artete es zu einem Kunststück aus, ein geeignetes Tenorhorn zu finden. Irgendetwas klemmte immer, ich meine an den Ventilen, was auch nicht weiter verwunderte, bekamen wir in der DDR doch nur Instrumente 2. oder 3. Wahl. Die wirklich guten gingen in den Westen bzw. nach Amerika. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis wir ein Instrument für mich fanden, das wenigstens einigermaßen funktionierte. Anschließend begaben wir uns in die oberste Etage, wo sich vermutlich an die dreißig Einzelübungsräume befanden. Jeder war schallgedämpft und mit einem mehr oder wenig guten Klavier ausgestattet. Von hier aus hatte man einen wundervollen Blick aufs Meer. Die Wellen schlugen an den mit Stacheldraht abgesperrten Strand und die Möwen kreischten ihr schauerliches Lied. Da konnte man echt ins Alpträumen geraten.

Als ich wieder zu mir kam, war bereits die Dunkelheit hereingebrochen und ich hatte nicht eine Minute geübt. Was soll's, dachte ich mir. Dafür hast du immer noch zehn Jahre Zeit. Fatalerweise ging mir dieser folgenschwere Satz von nun an jeden Tag durch den Kopf.

Das Abendessen hielt, was das Mittagmahl versprochen hatte. Es war schon ein hartes Brot. Man tischte uns billige Schweinskopfsülze und Blutwurst auf und wir diskutierten

mit einer wahren Inbrunst, von welchem edlen Organspender die Zutaten wohl stammen mochten. Mein Magen jedenfalls wand sich mit Grausen. Wer nun der irren Ansicht war, nach dem Abendmahl hätte er seine wohlverdiente Ruhe gehabt, sah sich arg getäuscht, den der Judas kam in Person des Unteroffiziers von Dienst und verteilte die Putzreviere. Unser Zimmer traf es besonders hart, denn wir bekamen die Latrinen zugeteilt. Mit einem albernem Lachen rüstete uns der UvD mit Rasierklingen, Bürsten und Schrubbern aus und wünschte uns viel Vergnügen. So begannen meine Zimmergenossen und ich erst einmal die Pinkelbecken zu schrubben. Sie waren in ein sattes Uringelb getaucht und es bedurfte schon einiger Anstrengungen, mithilfe der Rasierklingen, das ursprüngliche Weiß wieder zum Vorschein kommen zu lassen. Nach einer gründlichen Rasur kamen die Toiletten und die Waschelegenheiten an die Reihe. Duschen gab es hier nicht, obwohl wir uns schon Anfang der achtziger Jahre befanden. Stattdessen benutze man einen einfachen Gummischlauch und härtete sich mit kaltem Wasser ab. Mit eben diesem Schlauch spritzen wir zum guten Schluss sämtliche Sanitäranlagen, die diesen Namen eigentlich nicht verdienten, ab. Als wir nach gut zwei Stunden endlich fertig waren, meldeten wir dem Diensthabenden Vollzug. Diesem jedoch schien unsere Arbeit sehr zu missfallen. Mithilfe einer Zahnbürste, mit der er in die entlegensten Ecken fuhr, machte er uns unmissverständlich klar, was wir doch für Schweine waren. Vor Verdruss begannen wir laut zu grunzen. Aber es half nichts. Wir mussten mit der ganzen Plackerei noch einmal von vorne anfangen. Doch was wir auch taten, nie war der Unteroffiziersschüler zufrieden.

Gegen 11 Uhr abends, als wir eben dabei waren die Räumlichkeiten zum wiederholten Male auszuspritzen, kam er, um die Sache noch einmal zu begutachten und seinem zynischen Gesichtsausdruck nach zu urteilen, konnte das nichts Gutes bedeuten. „Alsdann ihr Schmutzfinken“, brüllte er uns an. „Da werden wir das Ganze wohl noch einmal machen müssen!“ Vor lauter Schreck fiel Olaf Tredup der Schlauch aus der Hand und ein großer Schwall Wasser traf die Vorderfront unseres Peinigers. „Haben Sie Probleme mit der Blase?“, erkundigte sich Wittkugel mit gespielter Anteilnahme und wir drei konnten ein Grinsen nicht verbergen. Tiefend rang der UvD nach Luft und nach seiner Fassung. „Sie, Sie, das wird ein Nachspiel haben! Ihr seid die traurigsten Gestalten von Militärmusikschülern, die mir jemals untergekommen sind. Und aus so was soll ich anständige Soldaten machen!“ Ich fand das alte Sprichwort „Steter Tropfen höhlt den Stein“ wieder einmal voll auf bestätigt, nur dass in diesem Falle das Wasser auf ein Vakuum getroffen zu sein schien. „Seht zu, dass ihr ins Bett kommt, ihr Missgeburten!“, schimpfte der Unteroffiziersschüler und trollte sich seiner Wege.

Als wir 23.30 Uhr endlich völlig erschöpft in den Federn lagen, hatten wir endlich begriffen, worum es beim Militär eigentlich ging. Julius Caesar hätte es wohl so umschrieben: “Parcere subiectis et debellare superbos“, was soviel bedeutet wie – Schonen die Unterworfenen und niederkämpfen die Stolzen -. Dann begaben wir uns in Morpheus Arme.

II. Kapitel

Der kleine Philosoph

Am zweiten Tage, es ward noch nicht einmal Licht, wurden wir um 6 Uhr früh von der Trillerpfeife des UvD unsanft aus allen Albträumen gerissen. „Nachtruhe beenden und raustreten zum Frühsport!“, brüllte er. Der Frühsport daselbst bestand aus einem 4 Km – Lauf rund ums Karree. Nach 3 Km hing mir die Zunge aus dem Hals und meine geschundene Lunge pfiß fröhlich vor sich hin.

Nach dem Frühstück schnappte ich mir Notenständer und Instrument und begab mich zu meiner ersten Hauptfachstunde. So nannte sich der Unterricht auf dem Hauptinstrument, in meinem Falle dem Tenorhorn.

Erwartungsfroh betrat ich den Einzelübungsraum. Dort empfing mich ein junger Offizier. Er mochte, wenn es hochkam, gerade mal 3 Jahre älter sein, als ich. „Guten Morgen Genosse Kurth!“, begrüßte er mich und setzte ein süffisantes Lächeln auf. Ich bin Unterleutnant Kranke und habe die ehrenvolle Aufgabe, Sie zu unterrichten. Um Gottes Willen durchfuhr es mich. „Nomen est omen!“ Das konnte ja heiter werden. Und Kranke machte seinem Namen alle Ehre. Schnell stellte sich heraus, dass er SED – Parteigenosse und ein politischer Fanatiker war. Ein so genannter 150 – Prozentiger und selbstverliebter, arroganter Schnösel obendrein, nur von dem Wahn besessen, alle seine Schüler zum Eintritt in die Partei zu bewegen. Diesmal hatte er sich vorgenommen, mit mir über Gott und die Kirche zu diskutieren.

„Nun“, begann er, noch etwas vorsichtig sich an mich heranzuarbeiten.“ „Bevor wir mit dem Unterricht beginnen, möchte ich Sie gern noch etwas fragen. Haben Sie denn

schon die „Frohe Botschaft“ vernommen?“ „Frohe Botschaft?“, fragte ich belustigt. „Nein, soll ich etwa entlassen werden?“ „Mitnichten, selbstverständlich nicht“, antwortete er etwas pikiert. „Ich meine die Botschaft von Jesus Christus. Die Auferstehung, das ewige Leben.“ „An so etwas glaube ich nicht. Das wäre meiner Meinung nach unlogisch“, antwortete ich durchaus wahrheitsgemäß. Ungläubig starrte Kranke mich an. „Wie denn, er glaubt nicht an Gott und die Mutter Kirche? Das ist ja nicht zu fassen. Wollen Sie etwa leugnen, dass der Allmächtige der Schöpfer von Weltall, Erde und Mensch ist? Mir war durchaus klar, worauf das Gespräch hinauslaufen sollte. Mein Vorgesetzter hatte anscheinend von einem Spitzel, der mir, gelinde gesagt, nicht wohlgesonnen war, gesteckt bekommen, dass ich angeblich, wie man das zu DDR – Zeiten bezeichnete, kirchlich angehaucht und ein Gegner des sozialistischen Systems war. Das war natürlich ein Riesenblödsinn, aber ich konnte mir an fünf Fingern abzählen, dass Kranke mich aushorchen, als Staatsfeind überführen und beim Politoffizier anschwärzen wollte und reagierte dementsprechend vorsichtig. „Allerdings“, meinte ich nach einiger Zeit des Nachdenkens und setzte hinzu:“ Sehen Sie sich nur einmal die Größe und Weite des uns bekannten Universums an. Wie groß müsste da ein Wesen sein, um so etwas Gewaltiges zu schaffen? Millionen oder gar Milliarden von Lichtjahren? Warum hat ihn, trotz der Raumfahrttechnologie nie ein Mensch zu Gesicht bekommen und was tat er die Ewigkeiten, bevor er die Welt und den Menschen erschuf? Hat er die ganze Zeit vergammelt? Es ist doch wohl so“, begann ich weiter auszuholen. „Unsere Urahnen vermuteten, Gott, oder richtigerweise die Götter und Dämonen in Bäumen,

Pflanzen, Gewässern und Steinen, also der Natur und erklärten sie für heilig. Als man späterhin begann den Dingen auf den Grund zu gehen, fand man keine Götter und versetzte sie kurzerhand auf den höchsten, für den damaligen Menschen unzugänglichen, Berg, bei den Griechen der Olymp. Doch als auch dieser bezwungen und gründlich erforscht war, verbannte man die Allmächtigen kurzerhand in den Himmel. Nun, auch dieser ist seit der Erfindung von Flugzeugen und Raumschiffen vor dem Menschen nicht mehr sicher, doch von einem oder mehreren Göttern keine Spur. Sie sehen also Genosse Unterleutnant, je mehr die Wissenschaft voranschreitet, desto mehr entfernt sich Gott von uns. „Meiner Meinung nach“, bohrte Kranke weiter und versuchte sich den Anschein von Religiosität zu geben: „Ist Gott ein vollkommenes Wesen, das nach Ansicht der Kirche keiner Erklärung bedarf.“ „Aber wie kann er vollkommen sein“, konterte ich. „Ist ein wirklich vollkommenes Wesen nicht dazu verdammt, auch nur Vollkommenes erschaffen zu können und ist nicht gerade der Mensch, mit allen seinen großen und kleinen Fehlern, das unvollkommenste Wesen, das unseren Planeten bevölkert? „Wie dem auch sei“, versuchte mein Hauptfachlehrer weiter mich aufs Glatteis zu führen. „Dann wollen Sie, Genosse Kurth, sicher auch infrage stellen, dass Gott es war, der die ersten Menschen, soll heißen Adam und Eva, erschuf oder halten Sie es lieber mit Darwin, dass wir alle von primitiven Affen abstammen?“ „Ich grinste und erwiderte: „Nun ja, wenn ich mir manche Menschen so anschau, kann man wohl kaum an Darwins Lehre zweifeln, meinen Sie nicht auch Genosse Unterleutnant?“ „Soll das eine Anspielung sein?“, keifte mein Vorgesetzter und lief puterrot an. „Ach woher denn“,

meinte ich amüsiert. „Aber haben Sie sich nicht auch schon gefragt, warum Gott seine eigenen Geschöpfe aus dem Paradies verbannte, nur weil sie den vermeintlichen Fehler begingen, den Apfel vom Baum der Erkenntnis zu essen? Erkenntnis ist doch Wissen und Wissen ist bekanntlich Macht. Hatte der Allmächtige etwa Angst davor, der Mensch könnte zu mächtig werden und ihm seine Vormachtstellung streitig machen? Zudem, wenn er nicht wollte, dass Adam und Eva ein intimes Verhältnis miteinander eingingen, warum schuf er dann nicht einfach geschlechtslose Wesen? Sein Fehler, oder? Was lag da näher, als dem Teufel die Schuld in die Schuhe zu schieben, um von sich selbst abzulenken? Heißt Luzifer nicht übersetzt **LICHTBRINGER** und ließe sich aus dieser Tatsache nicht schlussfolgern, dass Luzifer und der aus der griechischen Sage bekannte **PROMETHEUS**, der dafür von Zeus bestraft wurde, dass er sich gegen sein Unrechtsregime und für den Menschen einsetzte, ein und dieselbe Person sind? Und da wir schon einmal bei dem Thema Adam und Eva sind, in der Bibel steht doch geschrieben, dass die beiden Söhne zeugten, die ihrerseits wiederum männliche Nachkommen hervorbrachten. Nun stellt sich für mich natürlich die logische Frage, mit wem, wenn außer Eva keine weiteren Frauen existierten. Mit ihrer eigenen Mutter. Hoch lebe der Inzest, kann ich da nur sagen.“ „Nun sieh einmal an“, witterte Kranke Morgenluft. „Sie haben also die Bibel gelesen?!“ „Nur zu wissenschaftlichen Zwecken“, versuchte ich mich aus der prekären Lage zu befreien. „Sagt nicht selbst unsere Partei, dass man seine Feinde kennen muss?“ „Sie haben wohl auf alles eine Antwort?“, entfuhr es unwirsch meinem Vorgesetzten. „Man könnte ja glatt glauben, dass Sie an der

Güte und Gerechtigkeit des Allmächtigen zweifeln?“
„Wenn Gott gut und gerecht sein sollte, warum schickte er dann die Sintflut?“, fragte ich lächelnd. „Das ist doch ganz einfach“, schnaufte der Unterleutnant, langsam, aber sicher wütend werdend. „Die Menschen hatten sich verstündigt. Sie waren böse und maßlos geworden. Deshalb schickte Gott die Flut, um das Böse auszurotten und von der Erde zu vertilgen. Nur Noah, seinen Söhnen und deren Frauen, war es beschieden, mithilfe der Arche die Katastrophe zu überleben.“ „Aber war das nicht sehr ungerecht von ihm?“, versuchte ich einzuwenden. „Soviel mir bekannt ist, hat Gott den Menschen doch nach seinem Ebenbild erschaffen. Also auch mit allen seinen ihm eigenen Fehlern. Daraus ließe sich doch nur schlussfolgern, dass er sie für seine eigenen Unzulänglichkeiten bestrafte.“ „Außerdem“, so fuhr ich fort: „Wie groß hätte denn Noah die Arche bauen müssen, um Millionen von Tieren aufzunehmen, selbst wenn es jeweils nur ein Paar von jeder Art gewesen sein mögen. Und wie lange hätte wohl die Bauzeit für ein derart riesiges Schiff betragen, zumal er dazu nur wenige Leute zur Verfügung hatte. Jahre oder gar Jahrzehnte? Soviel Zeit besaß er doch gar nicht. Zudem, betrachtet man die heutige Welt, ist das Böse doch gar nicht ausgerottet worden. Ganz im Gegenteil. Ergo war die ganze Aktion völlig sinnlos. Es ist doch wohl so, dass der Himmel die Hölle braucht, um im Geschäft zu bleiben.“ „Wo haben Sie gelernt, so zu argumentieren?“, giftete der Offizier mich an. „Im Politunterricht natürlich“, schwindelte ich amüsiert. „Wenn Sie wirklich nicht an Gott und die Unsterblichkeit der Seele glauben, woran, in drei Teufels Namen, glauben Sie dann?“, brüllte Kranke mich an. „Wohl kaum an die Partei oder bin ich da falsch unterrichtet?“

„Nun ja, ich habe zu all dem schon meine eigene Theorie, faktisch idealistisch und materialistisch zugleich“, begann ich zu erklären. „Stellen Sie sich einmal vor, es hätte in grauer Vorzeit eine Welt wie die unsere gegeben. Stellen Sie sich weiter vor, dieser Planet, mit unserer Erde vergleichbar, und dessen Bewohner, hätten sich im Laufe der Zeit immer weiter entwickelt und irgendwann hätte jemand den Computer erfunden. Vielleicht ersann ein genialer Computerspezialist das Spiel **SUPER – MARIO**. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass es sich um mehrere Schöpfer, möglicherweise ein Brüderpaar oder zwei Freunde, die wir Gott und Luzifer (Lichtbringer) nennen wollen, handelte. Als der Schöpfer also sprach: „Es werde Licht!“, tat er wahrscheinlich nichts anderes, als seinen Computer einzuschalten. Es kam sozusagen zum Urknall. Dieser Super – Mario war zuerst nur eindimensional, also nichts weiter als ein Schatten, ohne Bewusstsein und ohne Verstand. Er sah genauso aus wie sein Schöpfer, der Computerspezialist, denn er hatte ihn nach seinem Ebenbild erschaffen. Dieses Wesen, nennen wir es der Einfachheit halber **Mensch**, musste sieben Welten durchlaufen, um an sein ihm vorbestimmtes Ziel zu gelangen, ebenso wie es die Mythen aller antiken Völker übereinstimmend berichten. Sicher, dieses Wesen konnte in jeder der sieben Welten sterben, doch der Schöpfer hatte die Macht, es jederzeit wieder auferstehen zu lassen und ihm somit ein Leben nach dem Tod zu ermöglichen. Möglicherweise wurde dem Computerfachmann bzw. dem Brüderpaar das Spiel irgendwann zu langweilig und man begann das Spiel zu verbessern und auszubauen. Er schuf dreidimensionale Wesen, mit der Fähigkeit, sich selbstständig zu vermehren, ähnlich dem heutigen Computervirus, und baute eine

eigene Welt um ihn herum, mit Planeten, Sonnensystemen, ja ganzen Galaxien.

Anscheinend hatte der oder die Schöpfer aber gewaltige Probleme, seinem Wesen ein eigenes Bewusstsein, also eine eigene Seele zu geben. Oder formulieren wir es besser so. Die eigentliche Schwierigkeit bestand wohl darin, dem schon aus Bits und Bytes, oder wie wir sagen würden Atomen, bestehenden Bewusstsein, einen passenden Körper zu geben. Wie wir aus dem Dzyan, einem uralten indischen Werk und zugleich Grundlage der Geheimlehre der Adepten und anderen schriftlichen antiken Quellen erfahren, gelang ihm dieses Wunderwerk erst im vierten Anlauf bzw. in der Vierten Welt. Der Schöpfer war eben doch nicht allwissend! Auch die Aufzeichnungen der Maya berichten übereinstimmend dasselbe.

Nachdem das Wesen **Mensch** ein eigenes Bewusstsein erhalten hatte, musste es natürlich lernen. Man brachte ihm bei, sich von Tieren und Pflanzen zu ernähren, die ihm, wie das **Alte Testament** es beschreibt, untertan gemacht worden waren, und Bauwerke als Wohnstatt und Tempel zu errichten, in denen er wohnen und seinen Schöpfer anzubeten hatte, denn das Computergenie war eitel.

Doch der Lernprozess gestaltete sich schwieriger als erwartet. Der Schöpfer konnte dem Menschen, den er ja nach seinem Ebenbild geschaffen hatte, nur das vermitteln, was selber ganz tief in ihm steckte, also neben allem Guten, das er anscheinend besaß, auch alle ihm innewohnenden Fehler, Unarten und Boshaflichkeiten. Was lag da näher, als dem Menschen Lehrer zu geben, die von fernen Sternen kamen und vielleicht erst nach den Menschen zu deren Nutzen geschaffen worden waren?

Irgendwann begann der Mensch nach seinem Schöpfer zu suchen, doch er fand ihn nicht! Wie konnte er auch wissen, dass er selbst nur in einem Computerspiel lebte und der Gott, den er anbetete, außerhalb des Computers, sodass er ihn logischerweise, nicht mal nach seinem Tod, zu Gesicht bekommen konnte. Waren Adam und Eva dem Computerspezialisten auf der Spur, als sie aus dem Paradies geworfen wurden, weil sie, entgegen der strikten Anweisung ihres Schöpfers, den Apfel vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten? Hatten sie womöglich erkannt, wem sie ihre Existenz wirklich zu verdanken hatten? Konnte Gott nur dumme Geschöpfe gebrauchen, die keine Fragen stellten? Lebten die Verfasser des **Dzyan**, dem indischen Buch der Weisheit und Ursprung aller Religionen, bereits in einem vor zeitlichen Computerzeitalter?

Wie dem auch sei. Das Spiel wurde immer komplizierter, so dass unserem Computerfachmann nichts anderes übrig blieb, als mehrere Spieler einzusetzen. Sieben an der Zahl. Jeder von ihnen war für eine der sieben Welten verantwortlich. Er entschied über das Wohl und Wehe der ihm zugewiesenen Kreaturen. Wir in unserer Scheinrealität, bezeichnen dieses Phänomen als Schicksal, dem wir Menschen mehr oder weniger hilflos ausgeliefert sind. Niemand sollte sich also auf Schutzengel verlassen, die es in Wirklichkeit nicht gibt, denn wer sagt uns, dass die Spieler keine Sadisten sind, die sich an dem Leid der Menschen erfreuen? Inwieweit der Mensch wirklich über einen freien Willen verfügt, ist somit eine Frage, die nie mit absoluter Sicherheit beantwortet werden kann!

Der Mensch verfügt in der heutigen Zeit über Computer und dementsprechende Spiele. Er ist bereits in der Lage,

dreidimensionale Wesen aller Art und die dazugehörigen Welten zu erschaffen. Man kann sich selbst übers Internet in virtuelle Welten einklinken und mit Kreaturen, die der Mensch nach seinem Ebenbild geschaffen hat, in dieser Welt leben, einen Beruf ausüben, Urlaub machen und mit selbst verdientem virtuellen Geld Wohnungen anmieten oder sogar Häuser bauen. Alles hängt vom eigenen Fleiß bzw. der Intelligenz dieser Computerfigur, sprich seines Schöpfers, der eigentlichen Seele dieser Figur, dem Menschen selbst ab. Sogar virtueller Sex zwischen den Computerfiguren ist inzwischen keine Utopie mehr. Meistens besitzen diese Kreaturen unser eigenes Aussehen. Es gibt aber auch genügend Mischwesen, von denen man vielleicht auch einst behaupten wird, sie hätten nie existiert und es dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis der Mensch in der Lage ist, diesen Wesen ein eigenes Bewusstsein, also eine eigene Seele zu geben. Doch was tut der Mensch mit seinen Schöpfungen, sei es nun Mensch oder Monster? Er hat nichts weiter im Sinn, als diese armseligen Wesen gegeneinander Krieg führen zu lassen und sie zu lehren, sich gegenseitig zu vernichten. Sollte es jemals gelingen, diesem Produkt des Menschen ein eigenes Bewusstsein, also eine eigene Seele zu verleihen, wie würde sich wohl dieses im Umgang miteinander verhalten? Sicher nicht anders als der Mensch! Das ganze Leben wäre darauf ausgerichtet, Unfrieden zu stiften und sich, seinesgleichen und seine Umwelt in mörderischen Kriegen zu zerstören und zu vernichten. Die künstliche Intelligenz hat ja von seinem Schöpfer, dem Menschen, nichts anderes gelernt!

Sollte meine Theorie richtig sein, so werden Sie mir zugestehen müssen, dass selbst ein Leben nach dem Tod,

unabhängig ob man nun an einen Gott glaubt oder nicht, für uns Realität sein könnte, sofern wir denn selbst Computerfiguren sind. Vielleicht haben ja die uralten Mythologien der antiken Völker doch recht, wenn sie behaupten, dass der Mensch, wie wir ihn heute kennen, schon seit der ersten uns bekannten Welt existierte und muss die Menschheit wirklich sieben Welten durchlaufen, so wie unsere Computerfiguren in dem Spiel „Super – Mario“. Sollte die anerkannte Theorie Charles Darwins doch auf einem Irrtum beruhen? Lebte der Mensch Seite an Seite mit den Dinosauriern? Möglicherweise wird ja jeder Mensch in jeder der sieben Welten einmal wiedergeboren? Haben sie darüber schon einmal nachgedacht Genosse Unterleutnant? „Eine ziemlich gewagte Hypothese Genosse Kurth“, meinte mein Vorgesetzter nachdenklich. „Anscheinend sind Sie doch nicht kirchlich angehaucht. Und Sie glauben im Ernst, dass wir alle nur Schachfiguren in einem großen Spiel sind?“ „Nun ja“, antwortete ich. „Meine Theorie muss nicht richtig sein, aber sie könnte es zumindest. Meiner Meinung nach ist sie auch nicht unwahrscheinlicher als jeder andere Mythos bzw. jede andere Religion. Die Geheimlehre von Helena Blavatsky enthält so einige Stellen, die vermuten lassen, dass unsere Welt wirklich nur ein Computerspiel und somit eine große Illusion ist. Ich denke da in erster Linie an den Satz, dass das Grundprinzip der Schöpfung die 0 und die 1 ist. Besteht nicht jedes Computerprogramm bzw. die Computerschrift aus nichts weiter als Nullen und Einsen?“

„Diese Diskussion führt mir echt zu weit. Die zwei Stunden sind ohnehin gleich um. Aber zum Abschluss sollten wir noch eine wichtige Frage erörtern. Da Sie anscheinend ein überzeugter Materialist sind, wäre ein Eintritt in unsere

Partei, die SED, doch mehr als nahe liegend Genosse Kurth. Was halten Sie davon?“ „Ehrlich gesagt, ich fühle mich für so einen bedeutenden Schritt noch nicht reif genug“, versuchte ich mich mit der gängigen Masche herauszureden. „Das nehme ich Ihnen nicht ab. Seien Sie doch mal ehrlich, warum wollen Sie nicht der Partei beitreten? Es würde für Sie viele Vorteile bringen. So dürfen Sie z.B. in der Parteiversammlung auch Vorgesetzte kritisieren, ohne irgendwelche Repressalien fürchten zu müssen.“ „Sehen Sie“, konterte ich:“ Genau das nehme ich Ihnen nicht ab Genosse Unterleutnant. Ich habe schon zu viele kleine Leute aus der Partei fliegen sehen, nur weil sie es gewagt haben, die Wahrheit zu sagen. Nein Danke, das muss ich mir nun wirklich nicht antun. Ich möchte auch zukünftig meine Meinung sagen dürfen, ohne mich jedes Mal verstellen zu müssen.“ „Das ist ja wohl eine bodenlose Frechheit, was sie unserer Partei und vor allem Ihren Vorgesetzten unterstellen. Sehen Sie zu, dass Sie raus kommen! Ich werde Sie umgehend dem Politoffizier melden! Mit dieser politischen Einstellung, haben Sie in der NVA nichts verloren! Für Staatsfeinde ist hier kein Platz! Ich zuckte mit den Schultern und verließ ohne Gruß den Raum. Du kannst mich doch mal kreuzweise, dachte ich verärgert und wünschte Kranke die Pest an den Hals. Welche Folgen dieses Gespräch für mein zukünftiges Leben haben sollte, musste ich einige Jahre später schmerzlich feststellen. Doch da war leider nichts mehr zu korrigieren!

III. Kapitel

Der Besuch

Es war an einem grauen und verregneten Herbsttag während meines ersten Ausbildungsjahres. Unser Zug hatte sich zur Orchesterprobe unter der Leitung von Hauptmann Wichtig zusammen gefunden und spielte gerade eine seiner berühmt berüchtigten Kompositionen. Das herzerreißende Stück hatte er, wenn mich nicht alles täuscht, „Im Tal des Liedes“ genannt. Die herausragenden Motive dafür, hatte der Hauptmann von einem Aufenthalt in litauischen Landen mitgebracht und in seine eigene Version versetzt. Die Melodien dieser eigenwilligen Komposition waren so schaurig schön, dass sich einem beim Zuhören die Ohren kräuselten, weshalb das Werk auch im Volksmunde „Im Tal des Todes“ bekannt war. Wir hatten uns fast bis zum Ende des Stückes vor gequält, als just in diesem Moment unser Fachrichtungsleiter den Probenraum betrat. Mit einem gekonnten Schwung seines Taktstockes beendete Wichtig das grauenhafte Spektakel und brüllte: „Aaachtung! Stillgestanden!“, woraufhin wir von unseren Plätzen aufsprangen und Haltung annahmen. Nach der Meldung des Orchesterleiters an den Genossen Oberstleutnant, befahl dieser Rühren und Setzen und hielt folgende Ansprache: „Meine lieben Genossen Militärmusikschüler! Soeben habe ich eine äußerst erfreuliche Kunde vernommen. Dem großen und ehrenvollen Armeegeneral Hoffmann, hat es in seiner Weisheit und Güte gefallen, seinen hochgeschätzten Besuch, für einer der nächsten Tage anzukündigen. Ich denke, ich kann davon ausgehen, dass sich jeder von Ihnen, dieser Ehre, die uns durch diesen Besuch widerfährt, bewusst ist. Unser Korps nun wurde dazu auserkoren, dem Genossen Armeegeneral bei seiner

Ankunft ein kleines Ständchen zu bringen, was für uns alle eine unermessliche Auszeichnung bedeutet. Ich erwarte also von jedem von Ihnen, dass er sein Bestes gibt. Ab sofort werden nur noch Hymnen und Parademärsche geübt. Hauptmann Wichtig! Setzen Sie die Probe unverzüglich fort!“ „Jawohl Genosse Oberstleutnant!“, knurrte dieser und konnte ein süßsaures Lächeln nicht vermeiden. Es schien ihm nicht gerade zu schmecken, dass er seine glanzlosen Werke vom Probenplan absetzen musste, während wir erleichtert waren, dieser Tortour entronnen zu sein. Bis zum späten Abend wurden nun die Hymne der Deutschen Demokratischen Republik und Märsche geprobt, bis sie ein jeder von uns wie im Schlaf beherrschte.

Für den nächsten Morgen wurde ein großes Musikexerzieren unter der Leitung von Hauptmann Hunger angesetzt. Er war ein kleiner dicklicher Mann mit einem schweinchenrosa Gesicht und hinter vorgehaltener Hand wurde er wegen des widerlichen Mundwassers, das er täglich benutzte, nur Odol genannt.

Es war ein ziemlich kühler Tag und ich fühlte die Gänsehaut unter meiner dünnen Paradeuniform. Wir mussten in Marschformation antreten und auf ein Zeichen des Orchesterleiters setzte sich unser Musikkorps in Bewegung. Stundenlang marschierte unser Zug die Straßen der Unteroffiziersschule „Erich Habersath“ auf und ab, während wir dazu den „Straßenmarsch Nr. 1 und den „Marsch der Finnländischen Reiterei“ intonierten.

So verbrachten wir den gesamten Vormittag. Ich marschierte in der letzten Reihe und versuchte, wie alle anderen auch, mein Bestes zu geben. Aber aufgrund meiner schlechten Körperhaltung, hatte mich der Hauptmann schnell auf dem Kieker. „Kurth, Sie krummer Hund!“,

brüllte er mich an. „Gehen Sie gefälligst gerade! Bauch rein, Brust raus!“ Leicht gesagt, dachte ich und wusste beim besten Willen nicht, woher ich bei diesem miserablen Essen den Bauch hernehmen sollte. Seit meiner Kindheit besaß ich einen Rundrücken und einen Schiefhals, die es mir unmöglich machten, wirklich gerade zu gehen. Bei dem Kindergarten Bundeswehr wäre ich in der heutigen Zeit vermutlich ausgemustert werden, aber in der DDR wurde mit anderen Maßstäben gemessen.

Nach einer Weile ließ Genosse Hunger den Zug anhalten und kam wütend schnaufend auf mich zu. Durch die kalten Temperaturen, konnte man den Hauch seines Atems sehen. Oder war es sein Mundgeruch? Direkt vor meiner empfindlichen Nase baute er sich auf und herrschte mich an: „Militärmusikschüler Kurth! Was habe ich Ihnen gerade gesagt?“ „Gerade gehen Genosse Hauptmann!“, brüllte ich zurück und wandte mein Gesicht angewidert zur Seite. „So? Und warum rennen Sie dann immer noch mit einem krummen Rücken durch die Gegend?“ „Wahrscheinlich kommt das vom ewigen Katz buckeln vor den Vorgesetzten“, erwiderte ich leicht gereizt. „Wollen Sie mich etwa kritisieren Genosse Kurth?“, schnauzte der Orchesterleiter mich an. „Gott bewahre“, versetzte ich kleinlaut. „Du lieber Himmel, sie Idiot, rufen Sie gefälligst nicht den da Oben an, der kann Ihnen auch nicht helfen. Sie trampeln echt auf meinen Nerven herum. Mir reißt langsam aber sicher der Geduldsfaden mit Ihnen, Sie Schwachsinniger. Ab sofort absolvieren Sie drei Stunden Einzeldrill. Dann werden Ihnen Ihre frechen Bemerkungen schon vergehen. Setzen Sie Ihren Arsch gefälligst in Bewegung!“ Ich dankte dem lieben Gott für seine Gnade und marschierte alleine auf und ab, bis ich Blasen an den

Füßen hatte, während sich meine Kameraden köstlich amüsierten. Hernach hatte ich vom Musikexerzieren derart die Nase voll, dass ich noch im Traum meinem Vordermann in die Hacken latschte. Und meinen Spitznamen hatte ich auch weg „Krummer Kurth“, Welch eine Ehre!

Am Tag darauf, war Groß – Reinemachen angesagt. Schließlich konnte es dem Verteidigungsminister in seiner unendlichen Güte gefallen, unserer Fachrichtung einen Besuch abzustatten und zu diesem historischen Festtage sollte alles blitzen und blinken. So wurden denn Steinböden geschrubbt, es wurde gebohrt und gekeult, was das Zeug hielt. Die Fenster mussten mit dem „Neuen Deutschland“ etliche Male geputzt werden, bis der Kompaniechef seinen Segen dazu erteilte. Die Scheiben waren so blank, dass das Glas praktisch nicht mehr zu erkennen war.

Wir gönnten uns gerade eine kleine Raucherpause, um die Lungen vom Hausstaub zu befreien, als der Spieß mit einer Handvoll kleiner Scheren um die Ecke bog. Dass das nichts Gutes bedeuten konnte, werden Sie sich, liebe Freunde, sicher denken können. „Auf, auf, ihr faules Lumpenpack!“; ließ Hauptfeldwebel Pamm's seine heisere Stimme ertönen. „Alle die da meinen, der liebe, schöne Tag, wäre sein guter Onkel, der ihm beisteht, werden sich augenblicklich auf Schusters Rappen machen und sich vor die Kaserne begeben, um dort den grünen Rasen zu schneiden!“ „Was denn, mit diesen winzigen Scheren?“, fragte jemand zweifelnd. „Womit sonst, Sie Ulknudel? Wollen Sie etwa einen Rasenmäher. Sie haben wohl zuviel in der „Utopia“ von Thomas Morus gelesen. Wir sind hier doch nicht im goldenen Westen. Hier haben Sie ein Maßband und nun schwingen Sie sich gefälligst in die Spur, sonst verpass ich Ihnen einen Einlauf. Das ist hier schließlich kein

Erholungsurlaub. Und das mir ja alles gerade geschnitten wird, sonst gibt es vier Wochen Ausgangssperre!“ Missmutig begaben wir uns nach Unten. Erstaunt stellten wir fest, dass das Außenrevier einem Bienenstock glich. Andere Kompanien waren damit beschäftigt, die Garnisonsstraßen zu fegen und die Bordsteine zu weißen. Sogar die Kohlenhöfe erhielten von Strafgefangenen einen gleißend hellen Anstrich. Mich wunderte nur, dass noch niemand auf die geniale Idee gekommen war, die Kohlen mit Hammer, Sichel und Ährenkranz zu verzieren. Einige Soldaten saßen auf den Bäumen der Lindenallee und waren emsig damit beschäftigt, die letzten Blätter von den Bäumen zu pflücken. Schließlich wollte man nicht riskieren, dass während der Parade, eines dieser unseligen Laubblätter auf das greise Haupt des Genossen Armeegeneral fiel und dieses im schlimmsten Falle eines heftigen Aufpralls verwirrt werden könnte. Wir dagegen waren bis zum Abend beschäftigt, den Rasen vor der Fachrichtung Militärmusik millimetergenau zu schneiden. Nach Einbruch der Dunkelheit, erschien der Spieß, um die ganze Angelegenheit zu inspizieren. Als er das mir zugewiesene Stück Rasen begutachtete, verzog er sein Gesicht und wies mit dem Finger auf einen überstehenden Halm. „Was ist das für eine Sauerei Genosse Kurth?“, poltere er los. „Wie kommt es, dass dieser Grashalm mindestens einen Zentimeter länger ist, als die anderen?“ „Wahrscheinlich ist er schon wieder nachgewachsen“, erwiderte ich ironisch und rieb mir die wunden Finger. „Das ist richtig Genosse Hauptfeldwebel“, pflichtete ein Kamerad mir bei. „Ich habe ihn sogar wachsen hören.“ „Wenn dem so ist“, meinte Pamms versonnen:“ ist wohl höhere Gewalt im Spiel. Also ab Marsch ins Bett, meine

Herren und einen glanzvollen Auftritt am morgigen Tag!“
Abgekämpft, aber unglücklich schlichen wir in unsere Betten und bald hörte man allseits ein klangvolles Schnarchen.
Endlich war er da, der große Tag. Aufgeregt brachten wir unsere Paradeuniformen auf Hochglanz, während unsere Vorgesetzten in eine hektische Betriebsamkeit verfielen. Mit Pauken und Trompeten marschierten wir zum Paradeplatz und nahmen die erforderliche Formation ein. Nervös warteten wir auf den großen Moment. Doch der Genosse Armeegeneral schien es nicht sonderlich eilig zu haben. Drei Stunden verrannen, ohne dass etwas geschah und wer noch keine Plattfüße hatte, bekam sie jetzt. Doch dann sahen wir eine riesige Kolonne schwarzer Limousinen am Horizont auftauchen, eskortiert von zahlreichen Motorradfahrern des Ministeriums für Staatssicherheit. Auf ein Zeichen von Hauptmann Hunger, rissen wir synchron die Instrumente an den Mund und intonierten die Hymne der Deutschen Demokratischen Republik. Während der festlichen Musik, bemerkte ich, wie dem grauhaarigen Armeegeneral die Tränen über die zerfurchten Wangen liefen. Au Backe, ging es mir durch den Kopf. Der ist doch bestimmt schon weit über Siebzig. Wenn wir mit solchen greisen Wackelkandidaten in den nächsten Krieg ziehen sollen, dann gute Nacht Marie!
Nach Beendigung der Hymne, gab sich der Verteidigungsminister einen Ruck und schlurfte anschließend, mehr als er ging, und begleitet von hochrangigen Offizieren der NVA, die Front ab, während wir den Parademarsch und den Marsch des Yorckschen Korps von Ludwig van Beethoven dazu bliesen. Mit Rücksicht auf den betagten Mann, selbstverständlich in einem sehr gemäßigten Tempo. Da ihm die Musik augenscheinlich gefiel, nickte er unserem Orchesterleiter gönnerhaft zu, so dass dessen Gesicht vor

Erregung statt schweinenrosa eine purpurrote Farbe annahm. Dann nahm Armeegeneral Heinz Hoffmann keuchend in einem extra für ihn bereitgestellten Sessel Platz. Während dessen formierten wir uns zur Marschformation. Mit unserem Musikkorps an der Spitze, paradierten Offiziere und Soldaten sämtlicher bei uns stationierter Waffengattungen an der militärischen Führungsspitze vorbei. Nur ganz selten hob der oberste Chef der NVA seine zittrige Hand und lächelte seinen Unterstellten müde zu.

Nachdem der letzte Ton der Marschmusik verklungen war, hievte man den alten, gebrechlichen Herrn mit vereinten Kräften aus dem Sessel, führte ihn zu seiner schwarzen Luxuslimousine und fuhr dann im Schrittempo Richtung Generalstab, wo ein eigens für diesen Festtag zubereitetes Souper' auf alle hoch gestellten Persönlichkeiten wartete. Von Hummer bis zum Belugakaviar war alles vertreten. Für uns kleine Arschlöcher blieben nicht einmal die Reste übrig. Da kann ja wohl nicht wahr sein, dachten wir. Für diese paar Minuten haben wir nun tagelang geschuftet.

Als wir in unserem Quartier wieder angekommen waren, wurden wir von unseren Vorgesetzten sofort in die Einzelübungsräume in der obersten Etage geschickt. Schließlich konnte es dem Genossen Verteidigungsminister plötzlich einfallen, unserer Fachrichtung, die übrigens die einzige Ausbildungsstätte für Militärmusik in der DDR war, einen kleinen Besuch abzustatten. Und dann sollte natürlich der Eindruck erweckt werden, dass bei uns mit großem Elan und Engagement gearbeitet wurde. Man konnte ja wenigstens so tun, als ob! Nachdem ich ungefähr drei oder vier Stunden Klavier gespielt hatte und ich mich nicht mehr so recht konzentrieren konnte und da an uns der strikte Befehl ergangen war, unter keinen Umständen die Übungsräume zu verlassen,

beschloss ich ein kleines Gedicht zu schreiben, das folgenden Inhalts war:

DIE LEIDEN DES MILITÄRMUSIKSCHÜLERS

*Weit weg von Zuhause,
am Ende der Welt.*

*Dort wo am Ufer die Woge zerschellt. Dort liegt Prora,
der Mond grinst und lacht,
denn hier sagen sich Fuchs und Has gute Nacht!*

*Hier bei uns kannst du alles werden,
was du dir wünschen kannst auf Erden.
Z.B. Gartenbauspezialist,
jetzt weißt du, was hacken und harken ist!*

*Oder auch Klofrau – ein prima Job,
mit Ata und Klinge wird alles Tipp – Top.
Doch setzt du dich nicht alsbald in Marsch,
hast du sofort den Spieß am Arsch*

*Du willst dich beschweren,
dann tu es nur prompt.
Doch glaub nicht,
dass die Sache beim Chef ankommt.
Kompaniechef und Zugführer sind empört,
weil so was den Chef bei der Arbeit stört!*

*Und lässt du es nicht bei der Kritik bewenden,
wirst auf dem Schlachtfeld der Ehre du enden!*

Am späten Abend, wurden wir dann endlich erlöst. Der oberste Gott der Uniformierten war natürlich nicht zur Visite erschienen und unsere Vorgesetzten machten bedrückte Gesichter. Und uns war mal wieder klar geworden, dass man durchaus viel Aufwand für Nichts betreiben kann. Und was unseren militärischen Führer an betraf, so schien mir die lateinische Spruchweisheit – *Ut desint vires, tamen est laudanda* – Wenn auch die Kräfte fehlen, so ist dennoch der Wille zu loben - für nicht ganz unzutreffend.

IV. Kapitel

Sturz vom Olymp

Quod licet iovi, non licet bovi – Was Jupiter erlaubt ist, darf das Rindvieh noch lange nicht! Diese alte lateinische Spruchweisheit aus republikanischen Zeiten des Römischen Reiches, ist seit Jahrhunderten eine der bewährtesten Grundlagen des preußischen Militärrechts. Ebenso unkompliziert, wie genial! Was braucht es da dicker Gesetzesbücher und seitenlanger Dienstvorschriften, wenn man nur diesem einen Grundsatz folgt. Gerade das hatte auch unser Hauptfeldwebel namens Pamms erkannt und erhob sich alsbald zum obersten Gott der unteren Militärdienstgrade. Nebenbei bemerkt, war er einer der glühendsten Verfechter einer neudeutschen Grammatik, die er Höchsts selbst entwickelt zu haben schien. Seine kühne Form des Satzbaus, entlockte sogar den trübsten Gestalten, ein befreiendes Lächeln. Doch nichts auf der Welt liebte der selbsternannte Jupiter so, wie den traditionellen friderizianischen Drill, der sich auch zur Zeiten der NVA in so gut wie nichts geändert hatte. Von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dunkelheit, schliﬀ er sich seine Rindviecher nach ureigenstem Muster zurecht, um, wie er des Öfteren anzumerken pflegte, das Selbstwertgefühl eines jeden Militärmusikschülers zur Entwicklung zu bringen, wobei er streng darauf achtete, dass sein eigenes nicht zu kurz kam. Befehle brüllen, die Truppe stramm exerzieren lassen und nicht gerade sinnvolle Arbeiten verteilen, das war eben seine Welt, in der er trotz seiner schon etwas faltigen Gesichtszüge geradezu jung, ja ich möchte fast behaupten kindlich blieb. Der Militärmusikschüler war nun einmal sein liebstes Spielzeug, das sogar die wundervolle Eigenschaft besaß, sich auf Befehl von ganz allein aufzuräumen. Doch gestatten Sie mir, liebe Freunde, mit der Geschichte ganz von vorn zu beginnen.

Wenn ich nicht irre, begannen die denkwürdigen Ereignisse am 6. April des Jahres 1982. Es war die Zeit einer langsamen Annäherung von Ost und West. In Polen begann das sozialistische System bereits stark zu bröckeln an und wir standen fast immer in höchster Alarmbereitschaft.

Ich selbst befand mich zu dieser Zeit in meinem zweiten Ausbildungsjahr als angehender Militärmusiker der Nationalen Volksarmee.

Wie schon so oft bekam unser lieber Hauptfeldwebel auch an diesem Tag seinen ganz gewöhnlichen Anfall von Schreieritis und Tobsucht und niemand von uns fand daran noch etwas ungewöhnlich. Es war einfach eine Überanstrengung seines genialen Geistes, eine Art psychologisches Wechselfieber, gegen das jeder andere zumindest ein starkes Aspirin nehmen würde, mit Ausnahme von ihm, er liebte seine Krankheit! War es doch wenigstens etwas, womit er renommieren konnte! Keine Gelegenheit ließ er ungenutzt, uns mit seinem peinlichen Zustand, den er selbst als „impulsiv philosophische Eingebung“ bezeichnete, zu konfrontieren. Jede Woche suchte er sich ein neues Opfer, dem er seine praktischen Studien über Philosophisches Recht und Angewandte Militärpädagogik vermitteln konnte. In dieser Periode nun war ich der Auserwählte und das kam so.

Wie jeden Morgen um diese Stunde, befand sich unsere Kompanie auf dem Weg zum Frühstück, wie man das miserable Essen hier hochtrabend bezeichnete und sang zur Erbauung unseres Hauptfeldwebels ein recht lustiges Lied, als just in diesem Moment sein Leiden Besitz von ihm ergriff. Es war wohl der Zufall, der es wollte, dass es ihn gerade an einem Dienstag, also an einem unserer ohnehin spärlich bemessenen Einkaufstage befiel. Sich seiner geistigen Kräfte urplötzlich bewusst werdend, kritisierte er zunächst einmal unseren

Marschgesang, wozu er als völlig unmusikalischer Mensch wie berufen schien und wobei er dem zweiten Mann der ersten Rotte zu brüllte:“ Wenn Sie meinen, der Mond ist eine Gießkanne, so haben Sie sich geschnitten – der Rasen ist grün!“, was dieser ihm als philosophisches Rindvieh schwerlich widerlegen konnte. Als unser Spieß bemerkte, dass ihn dieser Idiot, wozu er ihn daraufhin ernannte, erstaunt ansah und seinen so vollendeten Beitrag der einfachen Logik wohl nicht so recht verstanden hatte, packte ihn die Wut. „Hat man es denn hier nur mit gehirnlosen Kreaturen zu tun?“, schrie der so Missverständene voller Zorn und da er sich momentan außerstande fühlte, Blitze auf uns herabzuschleudern, begnügte er sich einstweilen damit, ein Strafoxerzieren zur „Erziehung unserer geistigen Fähigkeiten“ anzuordnen. „Eins – zwei – drei – vier, eins – zwei – drei vier!“, kreischte der Stoiker, mit sich überschlagender Stimme, aus vollem Halse, bis seine Stimmbänder die Frechheit besaßen, ihren militärischen Gehorsam zu verweigern.

Weil der Oberfähnrich der Ansicht war, dass diese Art der Bestrafung weder angemessen noch ausreichend sei, strich er uns kurzerhand unseren derzeit so dringend benötigten Einkaufstag.

Da nun aber ein beträchtlicher Teil unseres Zuges eifrig dem Genuss des Zigarettentabaks frönte und fast jeder von uns z.Z. bar desselben war, nicht einmal mehr die Ekel erregenden **Karo** waren noch zu haben, stellten sich mit der Zeit Entzugserscheinungen ein, welche den letzten Ausschlag zur totalen Unzufriedenheit gaben. Empört über die drakonischen Maßnahmen unseres Vorgesetzten, berief man eine geheime Versammlung ein, auf der man sich bald darüber einig war, den Olymp Hauptfeldwebel Pamms zumindest ins Wanken zu bringen und den selbstherrlichen Olympier wenn möglich zu

stürzen. Das Hauptproblem bestand letztendlich nur darin, dass sich niemand so recht bereit finden wollte, die Rolle des Prometheus zu übernehmen.

Und so begann ein Spiel, das dem des Billard verteufelt ähnlich sah. Wie die einmal in Bewegung versetzte Kugel von einer Bande an die andere prallt, um dann an ihren Ausgangspunkt zurückzukehren, genauso wurde die Verantwortung für die nicht ganz ungefährliche Aufgabe von einem zum anderen geschoben. Keiner der dreißig Tyrannisierten hielt sich für würdig genug, die Ehre, die ihm durch das unerschütterliche Vertrauen der Kameraden zuteil werden sollte, annehmen zu dürfen.

Als nach etwa zwei Stunden das spannende Match immer noch unentschieden stand und niemand hätte behaupten können, einen Vorteil für sich verbucht zu haben, kam man endlich auf den rettenden Einfall. Nach einstimmiger Abstimmung fast aller Anwesenden, blieb die Ausführung des nicht unbedingt genialen Planes an demjenigen Trottel hängen, der ohnehin nie NEIN sagen konnte – nämlich an mir. Begeistert über die Lösung des Problems, wünschte man mir viel Erfolg, schüttelte gerührt meine Hände und schritt dann mit stolzgeschwellter Brust von dannen, während ich voller Selbstbewusstsein, das mir die Knie immer weicher werden ließ, zurück blieb. Zur selben Zeit, als sich Hauptfeldwebel Pamms wieder einmal in seiner Arroganz sonnte, ohne recht braun dabei zu werden, bereitete ich den ersten Angriff vor. Dazu schnitt ich aus dem „**NEUEN DEUTSCHLAND**“ die großen Buchstaben der Schlagzeilen aus, um daraus ein möglichst beleidigendes Wortspiel auf unseren Spieß zusammenzustellen, was mich einige Stunden meiner kostbaren Einzelübungszeit kostete, in denen ich sonst Frecher weise Bücher las.

Nach getaner Arbeit, vernichtet ich alles belastende Beweismaterial und wartete gemeinsam mit meinen Kameraden, die die Liebenswürdigkeit besaßen mir fortwährend Mut zuzusprechen, auf den Einbruch der Nacht.

Als die Turmuhr der nahen Marienkirche gerade 11 schlug und sich der Lärm des Tages allmählich gelegt hatte, hielt man den Zeitpunkt meines Unternehmens für gekommen. Leise schlich ich über die kalten Steine des langen, dunklen Flures, bis die Tür des großen Philosophen vor mir auftauchte. Mein Mut konnte mich kaum verlassen, da er sich wie üblich noch nicht eingestellt hatte. Wieso sollte ausgerechnet ich den Prometheus spielen? Hatte ich vielleicht das Kreuz des Herkules, das ich im Notfall hinhalten konnte oder die Durchtriebenheit eines Odysseus? Einen ungünstigen Ausgang vorausgesetzt, würde der Adler des Höchsten aller olympischen Götter, aufgrund unserer zahlreichen Gelage, ohnehin keine Freude an meiner Leber finden.

Trotz der Zwiespältigkeit meiner Gefühle, prangte binnen weniger Augenblicke ein kleines weißes Schild an der Pforte des Olympos, auf dem man in großen, schwarzen Lettern zu lesen fand „**HAUSFELDMEISTER GRIES – PAMMS!**“ Na das hätten wir erst einmal, dachte man so bei sich. Die Herausforderung wäre also erfolgt. Gewiss nicht sonderlich einfallsreich, dafür aber umso wirksamer. Galt sie doch immerhin einem Manne, der sich selbst für das NON PLUS der Gelehrsamkeit hielt und schon allein aus diesem Grunde jede Kritik an seiner gottgleichen Person für impertinent und höchst strafwürdig hielt. Innerlich grinsend betrachtete ich noch einmal das neue Werbeschild meines Vorgesetzten und begab mich alsdann zu meiner wohlverdienten Nachtruhe.

Der nächste Tag begann, wie jeder andere. Glutrot stieg die Morgensonne aus den blauen Wogen der Ostsee empor. Wie

jeden Tag zu dieser Zeit, saßen wir vor unserem Frühstück und jeder der hier so zahlreich Versammelten, versuchte wieder einmal, mit mehr oder weniger Erfolg, es sich schmecken zu lassen. Langsam wuchs in mir eine Spannung, die sich einfach nicht unterdrücken lassen wollte. Lustlos rührte ich in meiner roten Grütze, während eine für witzige Küchenschabe, die soeben in Begriff stand, meinen Teller in Beschlag zu nehmen, mir aufmunternd zuzwinkerte. Höflich, wie ich nun einmal bin, überließ ich ihr meine Suppe. Sollte sie sich doch den Magen verderben. Ich für meinen Teil zog da einen leeren, aber dafür gesunden Magen vor.

Just zur selben Zeit, als mein Nachbar darüber nachsann, ob Kondome in der Grütze eine Delikatesse der französischen oder einer anderen, vielleicht noch unbekanntem ausländischen Küche seien, hielt unser Spieß das Corpus delicti in seinen zitternden Händen. Aufgebracht stampfte er vor dem monströsen Dienstplan, dem zwar niemand sonderlich Beachtung schenkte, weil er meistens sowieso nicht stimmte, der aber dafür Monat für Monat die geistigen Potenzen einer ganzen Reihe von höheren Offizieren in Anspruch nahm, auf und ab, während der wachhabende Militärmusikschüler wieder einmal mehr einsah, dass der Schrumpfung des Menschen natürliche Grenzen gesetzt sind.

Minuten verrannen, bis Hauptfeldwebel Pamms seine stoische Gelassenheit wieder fand und den Unteroffizier vom Dienst zusammenstauchen konnte:“ Sagen Sie mir, was zum Teufel Sie Nachts getrieben haben? Nichts mitbekommen wie? Weil Sie wieder von feisten Schenkeln und geilen Weibern geträumt haben, statt vom Dienst, wie es Ihre verdammte Pflicht gewesen wäre. Vielleicht machen Sie endlich mal Ihr Maul auf und sagen mir endlich, wem seinen Kopf diese Frechheit

entsprungen ist!“ I-i-ich habe wirklich keinen blassen Schimmer“, stotterte der Angesprochene. „Haben Sie denn keine Schritte gehört des Nachts auf dem Flur?“, polterte Pamms. „Nun ja, doch, doch“, stammelte der Ärmste. „Aber ich, ich dachte ...“ Wer hat Sie den geheißen zu denken Sie Tölpel, dienen sollen Sie und weiter gar nichts! Aber was dachte Sie doch gleich?“, fragte der Oberfähnrich plötzlich stutzig geworden und sah den Unteroffiziersschüler voller Erwartung und Spannung an. „Nun ja, ich dachte, es wäre wohl nicht so wichtig!“ Da platze dem Spieß der Kragen. „Nicht so wichtig? Nicht so wichtig? Habe ich Ihnen nicht oft genug gepredigt, dass Sie das Wichtigste vom Wesentlichsten zu trennen haben? Sie sind doch wahrlich das dümmste aller Schweine, das mir bis jetzt über den Weg gelaufen ist!“ Just in dem Augenblick, als der selbsternannte Jupiter tief nach Luft rang, um seine göttliche Stimme noch gewaltiger donnern zu lassen, unterbrach ihn das Schwein und grunzte mit ziemlich menschlicher Stimme:“ Mö-mö-möchten Genosse Oberfähnrich vielleicht ein Plätzchen?“, und brachte damit den gefürchteten Mann voll und ganz aus dem Konzept. Verwirrt griff dieser nach dem ihm angebotenen Schokokeks, bedankte sich artig, was er sonst nie tat und stiefelte entgeistert von dannen. Er verstand diese Welt des realen Sozialismus nicht mehr. War denn das noch die gute alte preußische Zucht und Ordnung, die er fast so sehr liebte, wie sich selbst? Wo sollte das denn noch hinführen? Zum Chaos oder gar zur Anarchie? Der Olymp seiner uneingeschränkten Macht, begann unter seinen Füßen zu wanken, ohne dass er es bemerkte! Indes waren Stunden vergangen, seit wir vom Frühstück zurückgekehrt waren und noch immer war nichts geschehen. Seltsam, dachte ich. Wollte er diese Herausforderung einfach so durchgehen lassen? Oder hatte Hauptfeldwebel Pamms den

Urheber seines Unmuts am Ende noch gar nicht entdeckt? Je mehr die Zeit verging, desto sicherer wurde ich mir dessen und begann erleichtert aufzuatmen, während meine Kameraden verdrießliche Gesichter machten. Doch dann, am späten Nachmittag, kurz nachdem uns der große Gelehrte darüber aufgeklärt hatte, dass Zutritt zur Waffenkammer nur die Zutrittsberechtigten haben, womit nun auch der letzte Einfaltspinsel wusste, wer nun hinein durfte und wer nicht, betrat der mächtige Olympier unversehens mein Quartier und ging sofort wie vom Teufel besessen auf mich los:“ Sie, nur Sie können es noch gewesen sein. Sie sind der letzte Übrigbleibende der zu dieser abscheulichen Untat fähig wäre. Also, waren Sie’s oder nicht?“ „Gewiss doch Genosse Oberfähnrich!“, antwortete eine Stimme, die der meinen merkwürdig ähnlich schien. Ungläubig und verwundert starrte mein Vorgesetzter mich an, denn das unerwartete Geständnis hatte ihn ebenso sehr verblüfft, wie mich selbst. Aber nur kurz. Dann entlud sich ein wahrhaft göttliches Gewitter über meinem Haupte. „Ja ist es denn?“, schrillte es in meinen nicht unbedingt kleinen Ohren. „Sie wagen es, wagen es wirklich mir das ganz frech ins Gesicht zu sagen?“ „Wohin denn sonst?“, fragte ich nicht wenig erstaunt. „Freches Aas! Wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Halten Sie mich vielleicht für dämlich?“ Ich wagte nicht nein zu sagen. „Und das mir!“, zeterte er. „Was denken Sie denn, wer Sie sind?“ „Militärmusikschüler Kurth?“, fragte ich kleinlaut. „Rindvieh, Idiot, Blödmann!“, heulte der wenig Beneidenswerte auf. „Hab ich Sie vielleicht danach gefragt? Sind Sie wirklich so kaputt in der Birne oder haben Sie schlicht und einfach nur einen Holzkopf auf Ihren schmalen Schultern?“ Instinktiv klopfte ich dagegen, stellte aber erleichtert fest, dass wohl noch andere Elemente enthalten sein mussten. Hauptfeldwebel Pamms aber

brachte diese harmlose Geste an den Rand des Wahnsinns. „Aha, so ist das also!“, schrie er und schoss den Mülleimer in die andere Ecke des Zimmers. „Provozieren wollen Sie mich, Sie kleines Würstchen. Sie denken wohl, mit mich können Sie´s? Aber das können Sie nicht! Mir doch nicht! Aber ich werd´s Ihnen! Zeigen werd ich´s Ihnen! Wissen Sie Abschaum, was ich mit Ihnen machen werde?“ Ahnungslos wie immer schüttelte ich den Kopf. „Schikanieren und schleifen werde ich Sie!“, jauchzte er. Jawohl schleifen, die ganzen anderthalb Jahr, die Sie noch die Freiheit haben unter mir dienen zu müssen! So lange, bis Sie nicht mehr denken können und vergessen haben, dass Sie mal eine eigene Meinung hatten. Und einen ganzen Haufen Arbeit werde ich Ihnen zuteilen, so viel, dass Sie keine freie Minute mehr haben!“ Da wurde mir schwarz vor Augen. Das konnte doch einfach nicht wahr sein! Arbeiten? Ich? Vielleicht noch mit meinen eigenen Händen? War ich etwa Musiker geworden um zu arbeiten? Doch das war noch nicht alles, was sich mein Hauptfeldweibel für mich ausgedacht hatte. „Alsdann“, jubelte Pamms und klatschte in die Hände, als habe er soeben den Satz des Thales entdeckt. „Alsdann werden Sie mir eine Stellungnahme verfassen, die ich Ihrem Kompaniechef, oder nein, noch besser Ihrem Fachrichtungsleiter überreichen werde. Dann werden Sie schon sehen, was Sie davon haben, den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen.“ „Tja“, sagte er und versuchte seinen Augen einen bedeutsamen Ausdruck zu verleihen: „Wer da denkt, der liebe schöne Tag wäre sein guter Onkel, der ihm beisteht, der hat in diesem Punkte halt geirrt!“ Mit diesen verständlichen Worten verließ er mein Quartier und knallte, begeistert über sein Fachwissen, die Tür ins Schloss. Da hatte ich es nun! Meine lieben Freunde hatten sich in aller Bescheidenheit zurückgezogen und man sah sie wohl selten so intensiv üben.

Noch in derselben Nacht, als der Gießkannenmond seinen silbrig leuchtenden Schein auf den grünen Rasen unseres Fachrichtungsaußenreviers warf, schrieb ich eine Stellungnahme, die folgenden Inhalts war:

BERICHT ÜBER MEINEN NACHTRÄGLICHEN APRILSCHERZ

Genosse Oberfähnrich möchte von mir einen Bericht über die vorgefallenen Ereignisse? Bitte, hier ist er!

Ihr Einverständnis vorausgesetzt, wollen wir uns zunächst einmal mit den tieferen Ursachen der Geschehnisse befassen. Diese liegen einerseits in den katastrophalen Zuständen, sprich wegen der auf Rügen grassierenden Maul - und Klauenseuche, die wir in diesen schweren Zeiten zu verzeichnen haben und wodurch uns jedweder Ausgang verwehrt ist, andererseits aber auch in dem arteigenen Verhalten des Genossen Hauptfeldwebel daselbst, das Ihnen nicht unbedingt die Sympathie Ihrer Unterstellten einbringt, dafür aber ihren Hass, was in rechtem Lichte betrachtet, sicher immer noch besser, als gar nichts ist. Vielleicht erinnern Sie sich an den gestrigen Tag, an dem Sie uns zuerst einige Male Strafexerzieren ließen, weil wir angeblich, d.h. Ihrer geschätzten Meinung nach, falsch gesungen haben. Nun gut. Diese Maßnahme könnte man mit einigem guten Willen, den Sie mir kaum absprechen werden wollen, noch akzeptieren, vorausgesetzt, dass man die Kompetenz über die Beurteilung unseres Marschgesanges einmal unbeachtet lässt, was wir hier einmal tun wollen. Dass Sie uns dann aber auch noch den Einkaufstag strichen, kann man meiner Ansicht nach, sofern mir der Genosse Oberfähnrich erlauben wollen, eine solche vertreten zu dürfen, nur als Schikane

bezeichnen! Gewiss, ein hartes Wort, aber wohl nicht ganz unberechtigt! Finden Sie nicht auch? Wie Ihnen selbst schon aufgefallen sein dürfte, hat sich der größte Teil unseres Zuges dem Zigarettenrauchen verschrieben, ebenso wie Sie selbst, falls mich mein Gedächtnis nicht allzu sehr täuscht. Ist es da ein Wunder, dass auf Ihre bewussten Anordnungen hin, die Missstimmung in unserem Zug, ihren unvermeidlichen Höhepunkt erreichte und man auf der Raucherecke darauf verfiel, Ihnen einen kleinen Streich zu spielen, zumal wir uns bezeichnenderweise im Monat April befinden, wo so etwas aller Orts üblich ist? Wohl kaum!

Nun könnte man ja diese kleine Bagatelle, denn mehr ist es nicht, mit einem Lächeln abtun und, wenn es nicht zuviel verlangt wäre, die Schlussfolgerungen daraus ziehen. Genosse Oberfähnrich jedoch scheinen keinerlei Sinn für Humor zu besitzen, denn sonst würden Sie nicht den untauglichen Versuch unternommen haben, aus diesem kleinen Scherz eine Tragödie, wie sie Aischylos nicht hätte besser verfassen können, zu inszenieren. Und für diesen kleinen Aprilscherz, wollen Sie mich den respektablen Rest meiner Dienstzeit schikanieren, konkreter gesagt, schleifen, wie Sie sich auszudrücken beliebten? Wohl an Genosse Hauptfeldwebel! So leid es mir tut. Aber ich kann diese Art der Bestrafung, nur als ein Zeichen Ihrer eigenen Schwäche werten, da Sie sich anscheinend nur noch mit den Mitteln der rohen Gewalt durchzusetzen vermögen! Ich gehe doch sicher nicht fehl in der Annahme, dass Sie sich sehr wohl darüber im Klaren sind, mit dieser Methodik der Militärpsychologie, meine sozialistische Kampfmoral erheblich zu beeinträchtigen, was weder in meinem, noch in Ihrem und schon gar nicht im Interesse unseres sozialistischen Staates liegen dürfte! Kein gebildeter Mensch

kann doch der Ansicht sein, mit solchen untauglichen Maßnahmen, seine Autorität erhöhen zu können und mit Schikanen das zu erreichen, was er mit Pädagogik und Psychologie nicht vermag.

Ich bin mir fast sicher, dass der Genosse Oberführerich dies schon längst erkannt haben wird und es bisher nur versäumt hat, sein umfangreichen Kenntnisse in der Praxis anzuwenden, womit wir diese Thematik wohl als erledigt betrachten dürfen.

Um meinen guten Willen zur Beilegung unseres Konfliktes zu bekunden, verpflichte ich mich zum Abschluss meiner Stellungnahme, die geringen Schäden an Ihrer Tür wieder auszubessern!

Mit sozialistischen Gruß

Militärmusikschüler Andreas Kurth

Fertig! Es war geschafft! Die Stellungnahme war verfertigt und aufgeschrieben. Vielleicht war ich ein Holzkopf wie Pamms meinte. Na und, dachte ich mir, was soll's. Auch Holz arbeitet, sogar bis ins hohe Alter hinein, wie ich aus der Schule zu wissen glaubte.

Auch mein Fachrichtungsleiter fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Grübelnd saß er vor den Gesetzen der neuen Militärreform, die in der DDR seit der Machtübernahme und jetzigen Militärdiktatur Jaruzelskis in Polen neu eingeführt worden waren und die man ihm am heutigen Tage hatte zukommen lassen. Genüsslich kippte er sich ein Glas nach dem anderen des göttlichen braunen Nektars in sich hinein, während er seine Füße, die wie immer noch in den Stiefeln steckten, säuberlich und korrekt auf den Tisch gelegt hatte. Verdammt! Diese unselige Reform kostete ihn wahrlich noch den letzten Rest seiner Nerven. Forderte sie doch, alle unfähigen bzw. für

die Staatsraison nicht mehr tragbaren Offiziere zu entlassen. Er konnte doch unmöglich seine halbe Kompanie in Pension schicken. Eines war klar. Die Zeiten schienen sich im Sturmschritt zu ändern und dem musste man sich so schnell, als möglich anpassen. Also erst einmal Patriot werden! Prost! Das hatte er schon einmal geschafft! Und da auch er die Wissenschaft nicht gerade erfunden hatte und um allen seine neue Gesinnung zu demonstrieren, beschloss er, gleich am nächsten Morgen ein ganzes Dutzend seiner hochrangigen Unterstellten vom Dienst zu suspendieren – na zumindest einen. Aber wen? Den Kompaniechef? Unmöglich! Dessen Eltern waren Glasbläser und ein paar Goldrandkelche würden seiner Vitrine noch gut zu Gesicht stehen. Den Zugführer? Nein, ging auch nicht! Den hatte er ja erst vor kurzem in den Sonderurlaub geschickt, weil dieser so wundervolle Beziehungen zu „Plauener Spitze“ und echten erzgebirgischen Nussknackern und Räuchermännchen hatte, die sich wiederum bei Bedarf für etwas anderes, dass man nur unter dem Ladentisch bekam, eintauschen ließen. Sicher, früher nannte man so etwas wohl Korruption oder so ähnlich. Aber heute? Was konnte er schließlich dafür, dass ihm die Leute alle eine Freude bereiten wollten? Sollte er sie etwa vor den Kopf stoßen, indem er ihre kleinen Aufmerksamkeiten zurückwies? Aber wen konnte er dann entlassen? Lange sann er darüber nach, während der köstliche Nektar allmählich zur Neige ging. Dann hatte er es. Pamms – schoss es ihm durch den Kopf. Natürlich, warum war er nicht gleich darauf gekommen? Der erfüllte sogar beide Kriterien. Er hatte das passende Alter und wenn er seinen Geist leuchten ließ, wurde es dunkel. Außerdem hatte der alte, bekennende Kommunist ohnehin nichts zu bieten. Da konnte man auch gut und gerne auf ihn verzichten. Der Genosse Oberstleutnant gähnte und streckte

seine Arme aus. Ach ja, seufzte er, während ihn eine wohlige Wärme durchrann:“ Das reale sozialistische Leben ist schon eine wundervolle Einrichtung.“ Dann forderte das hochprozentige, göttliche Getränk seinen Tribut! Nun schrieben wir schon den 8. April 1982. Wie schnell doch die Zeit beim Militär vergeht, dachte ich wenig vergnügt und keuchte, noch geschafft vom 4 – Km – Lauf des Frühsports, der angeblich Appetit anregend sein sollte. Unverständlicherweise wurde mir immer schlecht danach und meine Lunge war auch recht verärgert. Ich war gerade dabei mich zu waschen, als der Ruf auf dem Flur erschallte:“ Militärmusikschüler Kurth sofort mit der Stellungnahme zum Hauptfeldwebel!“ „Immer mit der Ruhe“, knurrte ich fast etwas zu lässig und lief so schnell ich es vermochte in mein Quartier, kleidete mich vorschriftsmäßig an und machte mich dann mit dem **„BERICHT ÜBER MEINEN NACHTRÄGLICHEN APRILSCHERZ“** auf den Weg zum Olymp, ganz in der Erwartung, in der nächsten halben Stunde Bekanntschaft mit dem Tartaros zu schließen. Doch das Schicksal musste wohl schlecht gefrühstückt haben, denn es griff sich für den heutigen Tag ausgerechnet Oberfähnrich Pamm als Opfer heraus und traf damit unerwartet denjenigen, der es nicht herausgefordert hatte. Als ich an ihn herantrat, befahl er mir, im Rahmen der angekündigten arbeitstherapeutischen Maßnahmen, beim Kompaniechef Farbe zu holen und seine Tür zu streichen. Der etwa 1 cm große Fleck auf seiner nur 2,30 m kleinen Tür gefiel ihm überhaupt nicht, denn es schadete seinem Prestige. „Marsch zum Kompaniechef!“, kommandierte er außerordentlich amüsiert und belustigt darüber, dass er endlich etwas gefunden hatte, womit er mich ärgern konnte. „Ich halte unseren Kompaniechef zwar für einen ausgemachten Trottel“, meine er bestens gelaunt:“ Aber undurchführbare Pläne ausarbeiten, dass kann

er. Aber behalten Sie das gefälligst für sich Kurth!“ Ich versprach es ihm und machte mich dann auf den Weg zu meinem Vorgesetzten, klopfte dort mehrmals und horchte. Doch nichts rührte sich. Da öffnete ich die Tür und sah, wie der Genosse Oberleutnant den Kopf auf beide Hände gestützt hatte und mit geschlossenen Augen damit beschäftigt schien, tief nachzudenken. Ich räusperte mich, knallte sozialistisch - deutsch die Hacken meiner Stiefel zusammen und meldete:“ Militärmusikschüler Kurth vom Genossen Hauptfeldwebel dazu beordert, beim Genossen Oberleutnant Farbe zu holen!“ „Der Spieß ist ein Vollidiot!“, schimpfte dieser, empört darüber, dass ich ihn bei der anstrengenden Arbeit gestört hatte. „Jedoch“, so setzte er hinzu:“ Ein exzellenter Steher vor dem Herrn! Aber erzählen Sie es nicht weiter!“ Auch ihm versprach ich es, denn was dem einen recht ist, durfte dem anderen wohl billig sein. Daraufhin drückte er mir einen großen Eimer grasgrüner Farbe, die wohl schon bessere Zeiten gesehen hatte, in die Hand und komplementierte mich dann mit den besten Wünschen für den Genossen Oberfähnrich zur Tür hinaus, um sich seiner komplizierten Tätigkeit weiter widmen zu können. Ich machte mich indes an die Arbeit und da ich ein ausgesprochener Meister des Faches der bildenden Kunst war, bildeten sich schon nach kurzer Zeit viele lustige Nasen, die synchron mit den Gesichtszügen meines Hauptfeldwebels, der eben meine Stellungnahme las, immer länger wurden. Gerade war ich darin vertieft, den letzten Rest „Grasgrün“ auf mein Kunstwerk aufzutragen, als mich von hinten eine Stimme an schnarrte:“ Was treiben Sie hier für einen Unfug?“ Ich schrak zusammen und drehte mich um. Vor mir stand mein Fachrichtungsleiter und wie an seinem Gesicht leicht zu erkennen war, schien er nicht sonderlich geneigt, mein unverkennbares Talent würdigen zu wollen. Wahrscheinlich

hatte er keine Ader für abstrakte Kunst. So erteilte er mir den Auftrag, die Tür noch einmal zu streichen, eventuell mit einer mehr nach links ausgerichteten Pinselführung. Dann ging er. Ich ging auch – zur Raucherecke. Von der verspachtelten Farbe war ohnehin nichts mehr übrig und meine Lunge war auch schon wieder ungehalten darüber, dass ich sie so vernachlässigte. Während ich mir in aller Gemütlichkeit eine Alte Juwel anzündete, wollte Pamms meinen, für ihn etwas peinlichen, Bericht gerade in seiner Schreibtischschublade verschwinden lassen. Doch dem Fachrichtungsleiter entging so schnell nichts. Barsch forderte er das Schreiben zu lesen und es dauerte auch nicht lange, bis seine Augen aufleuchteten, denn mit dieser Stellungnahme hielt er nun auch den schriftlichen Beweis für Pamms unpatriotische Haltung in den Händen, mit dessen Existenz er die Pensionierung des Spießes vor seinen Vorgesetzten rechtfertigen konnte. Schließlich war das Schleifen bzw. Schikanieren von Untergebenen in der NVA zwar inoffiziell gang und gebe, jedoch rein rechtlich verboten. Flink griff er sich die Rechte des Hauptfeldwebels und sagte feierlich:“ Ich begrüße und beglückwünsche Sie zu Ihrer Pensionierung Genosse Oberfähnrich!“ Worauf dieser zusammenzuckte und erstarrte. Er wollte aufbegehren, widersprechen, doch der militärische Gehorsam verschloss ihm den Mund und gab peinlichst darauf Acht, dass er mit seiner Redefreiheit keinen Unfug trieb. Innerlich sandte Pamms in seiner höchsten Not ein Stoßgebet an sein großes, göttliches Vorbild.

Doch Jupiter dachte nicht im Entferntesten daran ihm zu helfen. Er hatte sich gerade wieder einmal in einen Schwan verwandelt und ärgerte sich höllisch über die harte Kritik, die er soeben von seiner Geliebten Leda hatte einstecken müssen, weil diese seine alte Masche von vor über dreitausend Jahren

zu albern fand und ihm durch den Götterboten Merkur hatte ausrichten lassen, er solle sich gefälligst etwas Kreativeres einfallen lassen, wenn er sie anmachen wolle. Zudem gedachte er schon lange, den kleinen Hauptfeldwebel wegen grober Amtsanmaßung zur Rechenschaft zu ziehen und so ließ er denn die Dinge auf Erden laufen, wie sie gerade liefen.

Der Fachrichtungsleiter jedoch drehte sich einfach um seine eigene Achse und versuchte, die jetzt zweifellos einbruchssichere Tür zu öffnen, was ihm jedoch erst im dritten Anlauf und nicht ohne einige Anstrengung gelang – gerade zur rechten Zeit, als ich von der Raucherecke zurückkehrte. Rasch nahm ich Haltung an und meldete:“ Militärmusikschüler Kurth mit dem Streichen fertig!“ Höchst zufrieden, dass er die Sache mit dem ungeliebten Spieß hinter sich hatte, klopfte er mir auf die Schultern und meinte:“ Na also Genosse Kurth, warum denn nicht gleich so? Das sieht doch gleich ganz anders aus. Muss man Sie denn immer erst tadeln?“ Und da er ein guter Patriot geworden war, gab er mir dafür drei Tage Sonderurlaub. Am späten Nachmittag wurde Hauptfeldwebel Pamms feierlich von seinen dienstlichen Pflichten suspendiert. Der Fachrichtungsleiter hielt eine gut vorbereitete und wahrscheinlich deshalb sehr zu Herzen gehende Rede, in der er noch einmal die langjährigen Verdienste des jetzigen Oberfähnrichs in Reserve um sozialistisches Volk und Vaterland eingehend würdigte.

Im Anschluss daran, erhielt der so unsanft aus dem Götterhimmel Verstoßene, ein riesengroßes Dankeschön vor der versammelten Front und als besondere Auszeichnung einen warmen, herzlichen Händedruck des Genossen Oberstleutnant daselbst. Was er sich dafür kaufte, gehört noch bis in unsere Tage hinein, zu den ungelösten Rätseln der Menschheitsgeschichte.

Danach stieg er endgültig hinab zur Erde, mitten hinein in die grässliche Welt der eingebildeten Zivilisten.

Kaum hatte unser ehemaliger Hauptfeldwebel die Kompanie für immer verlassen, als unter meinen Kameraden ein unbeschreiblicher Jubel ausbrach. Freudestrahlend beglückwünschten sie sich gegenseitig zu ihrem großen, historischen Sieg, der ihnen so viel Schweiß gekostet hatte. Wahrscheinlich hätten sie noch Freudentänze aufgeführt, wenn sich der Kompaniechef nicht den ruhestörenden Lärm, der seine Arbeitsmoral erheblich beeinträchtigte, ein für alle Mal verboten hätte.

Und somit, liebe Freunde, hätte diese Geschichte eigentlich ihr relativ gutes Ende gefunden, wenn, ja wenn nicht am nächsten Tage ein neuer Spieß zum Dienst erschienen wäre. Fast hätte mich der Schlag getroffen, sah doch der neue Günstling des Genossen Oberstleutnant, er hatte ein beträchtliches Angebot von Bück – dich – Ware in Petto, haargenau so aus, wie ich mir Pluto, den römischen Gott der Unterwelt immer vorgestellt hatte. Und sein Auftreten hielt, was seine äußere Erscheinung versprach. In kürzester Frist, hatte er sich Pamms Olymp zur Hölle ausgebaut und trieb es von dort aus ärger, als sein Vorgänger. „Na da hast du ja was Schönes angerichtet!“, nörgelten meine Kameraden und sahen mich vorwurfsvoll an. „Was hast du dir nur dabei gedacht?“ Sie zeichneten mich mit dem ehrenvollen Titel „Vollidiot“ aus und gingen Kopf schüttelnd ihrer Wege.

Nach einer Woche, hatte der Hauptfeldwebel eine neue, weiße Tür. Nach zwei Wochen, war alles so schön, wie es zu Pamms Zeiten gewesen war und es dauerte nicht lange, da rüstete sich Alles zum Sturm auf den Hades – mit Ausnahme meiner Wenigkeit – denn ich genoss fortan meine himmlische Ruhe vor den Obrigkeiten. Und wie heißt es doch so schön im

Lateinischen? *Iustitia suum cuique tribuit!* Die Gerechtigkeit hatte jedem das Seine zugeteilt!

V. Kapitel

Die Tournee

Es war im Jahre 2 nach meiner Einberufung. Der Frühling hatte seit langem seinen Einzug gehalten, die Sonne strahlte, die Vögel zwitscherten und erheiterten mit ihrem fröhlichen Gesang unsere Gemüter. Seit Wochen probten wir für die Tournee im sächsischen Oberwiesenthal. Eine der schönen Seiten am Militärmusikerdasein waren die zahlreichen Auftritte und dass man seinem Publikum ein breit gefächertes Repertoire bieten konnte. Man war hier nicht auf eine bestimmte Musikrichtung fixiert. Neben Marschmusik, spielten wir auch klassische Stücke, Auszüge aus Oper und Operette, sowie alle möglichen Arten von Unterhaltungsmusik wie z.B. Big Band, quasi von jedem etwas. So gab es auch mehrere kleine Bands, die sich auf Schlager, eigene Kompositionen und Rock – und Popmusik spezialisiert hatten. Dass westliche Titel bei der NVA verboten waren, gehört übrigens ins Reich der Märchen. Zu meiner Zeit, d.h. zu Beginn der achtziger Jahre, war es gang und gebe, dass 60 % ostdeutsche und 40 % westliche Musik erlaubt waren. Jedenfalls freute sich jeder von uns, dem monotonen Alltag an der Militärmusikschule für einige Wochen enttrinnen zu können.

Die Vorbereitungen für die Tournee liefen auf vollen Touren. Vieles musste für die lange Reise organisiert und bedacht werden. Ausgeh- – bzw. Paradeuniformen wurden auf Vordermann gebracht. Schließlich wollte man vor der Damenwelt glänzen und einen guten Eindruck hinterlassen. Noten, Instrumente und persönliches Gepäck mussten in den Bussen verstaut werden. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis alle Vorbereitungen abgeschlossen waren und das große Abenteuer beginnen konnte.

Stunden lang fuhren wir in großen Bussen durch die Landschaft Mecklenburg Vorpommerns, Berlin – Brandenburgs und Sachsen – Anhalts, vorbei an blühenden Wiesen und Feldern. Zum ersten Mal nach langer Zeit, atmete man wieder den Duft der Freiheit. Auf den zum Teil holprigen, unwegsamen Straßen der Deutschen Demokratischen Republik, wurden wir ordentlich durchgeschüttelt und da ich ausgerechnet direkt über einem der Räder saß, dämmerte es mir plötzlich, was es mit dem Eier schaukeln und der Triebkraft der Dinge auf sich hatte.

Um uns die Zeit zu vertreiben, spielten wir Karten und da ich nur ein sehr mittelmäßiger Musiker, dafür aber ein umso größerer Gauner war, nahm ich meinen Kameraden einen nicht unerheblichen Teil ihres Soldes ab. Am Ende der Fahrt, hatte sich mein Gehalt fast verdoppelt. Wir hatten schon ein gutes Stück des Weges zurückgelegt und passierten eben ein kleines, verträumtes Dorf, als uns ein frisch vermähltes Paar auffiel, dass gerade, inmitten einer großen Gesellschaft, vor seinem Haus Hochzeit feierte. Spontan sprangen wir aus den Bussen und brachten dem Brautpaar ein Ständchen dar. Die Gäste waren begeistert und tanzten zur Musik. Als kleine Belohnung, schritt die nicht gerade unattraktive Braut die Front ab und gab jedem von uns einen dicken Schmatz auf den Mund. Ihr Kuss schmeckte süß und angenehm süffig. Wahrscheinlich hatte sie schon etliche Male mit Rotkäppchensekt auf ihr junges Glück angestoßen. Der Bräutigam hingegen spendierte uns ein großes Fass Bier, so dass wir für den Rest unserer Reise mit hoch geistigen Getränken bestens versorgt waren. Nach der schier endlos erscheinenden Fahrt, trafen wir gegen Abend in Oberwiesenthal ein. Zwischendurch hatten wir noch einen kleinen Abstecher zu unserer Patenbrigade aus einem Bergbaugebiet gemacht. Die Kumpels hatten zur Freude

unserer Führungsspitze eine große, silbern leuchtende Lyra aus Metall für das Außenrevier unserer Fachrichtung in Prora angefertigt, die im Anschluss der Fahrt in einem aufwendigen Verfahren, vor dem Gebäude der Militärmusikschule aufgestellt und im Volksmund nur „Pamms – Monument“ genannt wurde, weil unser Hauptfeldwebel die Hauptaufsicht für die Arbeiten daran trug.

Zwischendurch hatten wir noch Rast in Wernesgrün gemacht, wo sich auch die berühmte, gleichnamige Bierbrauerei befindet. Zu unser aller Freude, war der Direktor dieser Institution mit unserem Fachrichtungsleiter befreundet, so dass wir ganze Wagenladungen dieses wohlschmeckenden Getränks abstauben und in unsere Busse verladen konnten. So konnten wir zu jeder Mahlzeit Bier trinken und zwischendurch natürlich auch. Das Lustige war, je mehr man von dem edlen Spaßmacher konsumierte, umso mehr war man der Überzeugung, immer besser auf seinem Instrument blasen zu können. Die Zuhörer dürften da wohl so manches Mal anderer Meinung gewesen sein.

In dem Erholungsort daselbst, stiegen wir im Panorama - Hotel, das sich auf einem ziemlich hohen Berg befand, der den ganzen Ort überragte, ab. Hier wurden wir auf Zwei - Bett - Zimmer aufgeilt, die für DDR - Verhältnisse hervorragend ausgestattet waren. Aber unser Hotel besaß ja auch internationales Niveau, so dass wir auch mit vielen ausländischen Jugendlichen zusammentrafen und uns mit ihnen austauschen konnten.

In dieser Zeit nun führten wir ein wirklich lustiges Musikantenleben. Jeden Tag traten wir im Hotel selbst oder in der näheren Umgebung mehrmals auf. Diese Auftritte waren, wie oben erwähnt, das eigentlich Schöne am Leben eines Musikers. Das Lampenfieber, dass man jedes Mal neu

überwinden musste und der anschließende Applaus des Publikums, der einen erfreute, stolz machte und zugleich der Ansporn dafür war, die Ausbildung möglichst erfolgreich zu beenden.

Zudem hatten sich einige kleinere Bands gebildet, die abends zum Tanz aufspielten. Leider verging diese schöne Zeit wie im Fluge.

Am letzten Abend unserer Tournee, wurde ein großer Abschlussball für uns veranstaltet. Zu diesem Zwecke waren junge Frauen aus einem Greizer Mädcheninternat der hier ansässigen Kammgarnspinnerei mit unseren Bussen herangefahren worden. Eine von ihnen fiel mir sofort ins Auge. Sie hieß Conny, hatte lange dunkelblonde Haare, die ihr bis über die Schultern fielen und als ich das erste mal in ihre leuchtend grüne Augen sah, übernahm das Kleinhirn in meiner Hose die Regie. Nachdem ich mir genug Mut angetrunken hatte, ging ich auf sie zu und forderte sie zum Tanzen auf. Leider war ich seit jeher ein miserabler Tänzer, was wohl darin begründet lag, dass ich in meiner Jugend mehr auf der Bühne stand, als davor. Ständig trampelte ich auf ihren Füßen herum, so dass sie mehrmals vor Schmerzen aufschrie. Nach der zweiten Runde, lächelte mich meine Schöne gequält an und sagte entnervt.“ Entschuldige mein Lieber, wollen wir nicht lieber was trinken gehen, mir tun echt die Füße weh.“ „Für dein Alter hast du aber reichlich wenig Kondition“, versuchte ich zu scherzen. Dann schaute ich ihr auf die Füße und meinte grinsend.“ Putzt du dir eigentlich nie die Schuhe, bevor du tanzen gehst?“ „Du Trampel“, zischte sie zurück:“ Ein Elefant ist ein Scheißdreck gegen Dich!“ Um die peinliche Situation zu überspielen, lud ich sie an die Bar ein. Wir tranken ein paar Gläser Wodka – Cola und legten das Thema Tanzen ad acta.

Als wir uns zu später Stunde in meinem Hotelzimmer befanden und uns im Adamskostüm gegenüberstanden, musterte sie mich neugierig und flakste dann spöttisch: „Na groß ist dein kleiner Freund ja nicht gerade.“ Worauf mir das Blut ins Gesicht schoss und ich verlegen stammelte: „Nicht so tragisch. Schon der große, griechische Philosoph Epikur sagte *„In den kleinen Dingen liegt der Ursprung allen Seins!“* „Bei dir scheint das eher eine Frage von Sein oder Nichtsein zu sein“, kicherte sie und zog mich dann ins Bett.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, eben zur selben Zeit, als Hauptmann Wichtig es für eine gute Idee hielt, stockbesoffen und nur mit einer langen, weißen Unterhose bekleidet, an der Hotelrezeption aufzutauchen und das Personal voll zu düsen, so dass er von ein paar kräftigen Kollegen abgeführt und im Hotelzimmer bis zu seiner Ausnüchterung eingeschlossen werden musste, war meine Traumfrau verschwunden. Sie muss so begeistert von meinen Liebeskünsten gewesen, dass sie es nicht einmal für nötig hielt, ihre Telefonnummer oder Adresse zu hinterlassen. Tja, so ist das eben mit den Weibern, dachte ich. Mit ihnen wird man verrückt und ohne sie wahnsinnig!

Noch am selben Tag packten wir unsere Siebensachen und begaben uns zurück in die Einöde unseres gehassten Bullenklosters. Von der schönen Erinnerung mussten wir noch mehr als ein Jahr zehren.

VI. Kapitel

Der Hörtetest

Das dritte Studienjahr begann mit der allgemein üblichen, sechswöchigen Grundausbildung. Da wir schon mit 16 bzw. 17 Jahren zur Armee eingezogen worden waren, die Vereidigung aber laut Gesetz erst mit Abschluss des 18. Lebensjahres erfolgen durfte, liefen wir in den ersten beiden Ausbildungsjahren offiziell unter dem Titel „Zivilangestellter“, was sich aber auch nicht gerade von Vorteil herausstellte, denn trotz des besonderen Status, steckte man uns bereits am ersten Tag in Offiziersuniformen mit Soldatenschulterstücken. Die eigentlichen Rechte von Zivilangestellten wie z.B. jeden Abend nach Dienstschluss nach Hause zu fahren, wurden uns nie eingeräumt. Dennoch behielten wir neben dem Wehrdienstausweis auch unsere blauen Personalausweise, was wenigstens den Vorteil hatte, dass man Vorgesetzten von anderen Kompanien den dicken Daumen zeigen und ihnen den „Blauen“ unter die Nase reiben konnte, wenn sie verlangten begrüßt zu werden, was diese natürlich maßlos ärgerte. Doch in dieser Hinsicht bekamen wir von unseren Vorgesetzten Rückendeckung. Das dritte Jahr nun begann mit der Ernennung zum Unteroffizierschüler, der feierlichen Vereidigung und dem Schwur auf unsere DDR – Flagge, unser Heimatland gegen die Nato - Länder und andere Aggressoren zu verteidigen und den Frieden in der Welt zu beschützen. Dazu waren auch unsere Angehörigen eingeladen. Anschließend gab es Ausgang, den letzten für geraume Zeit.

Am nächsten Tag begann die eigentliche Grundausbildung zum Aufklärer. Im Kriegsfall war es uns bestimmt, die Ostküste Rügens, d.h. Prora – Binz, gegen einen Angriff von der Seeseite her zu verteidigen. Dieses Ziel sollte sich jedoch als

völlig unrealistisch herausstellen, denn wie hätten die knapp 100 Mann unserer Kompanie den ganzen, langen Küstenstreifen, ohne jegliche schwere Waffen, verteidigen sollen. Nur mit Kalaschnikows und Pistolen gewiss nicht! Ich bin dem Schicksal wirklich dankbar, dass es nie zum Ernstfall gekommen ist, denn ich hätte die DDR zwar jeder Zeit mit der Waffe in der Hand verteidigt, verspürte aber wenig Lust, als Kanonenfutter zu enden.

Als erste Maßnahme des Tages wurden die Kalaschnikows 7,62 mm und die dazugehörigen Waffenkarten verteilt. Ich kann mich noch ziemlich genau erinnern, dass ich bei einem Kinobesuch in Binz das wertvolle Dokument verlor, vielleicht wurde es auch gestohlen. Wie dem auch sei. Jedenfalls machte der Spieß deswegen einen unheimlichen Aufriss und schickte mich 3 Tage auf die Suche. Die Waffenkarte fand ich trotzdem nicht wieder. Ehrlich gesagt, mir war es auch echt zu blöd danach zu suchen, sollte er mir doch einfach eine neue ausstellen, an die Waffe wäre ein Fremder, aufgrund der schweren Sicherheitsvorkehrungen, ohnehin nicht gekommen. Und da ich nur 15 Km von der Kaserne entfernt wohnte, machte ich halt drei Tage Urlaub bei meinen Eltern. Mein Hauptfeldwebel gab mir die Kalaschnikow in der Folgezeit auch ohne Karte heraus und setzte sich damit eines Tages ziemlich in die Nesseln, da sein Verhalten mehr als illegal war, denn es galt die Regel „Keine Karte – keine Waffe. Bei einem vorher nicht angekündigten Nachalarm, stellte sich schnell heraus, dass meine Karte verloren gegangen war. Der Spieß erhielt von seinem Vorgesetzten einen mächtigen Anschiss, woran er noch lange zu knabbern hatte. Er beschimpfte mich im Nachhinein als Schauspieler der ersten Güte, was ich ihm schmunzelnd zurückgab, stellte dann aber doch knurrend ein neues Dokument aus.

Das erste halbe Jahr war geprägt von langen Gewaltmärschen, Sturmbahnlaufen und dergleichen mehr. Fast jeden Tag zogen wir ins Feld. Wir lernten, wie man sich eingräbt, Zelte zu errichten, Strategie und Taktik während der Aufklärungseinsätze und unsere Waffen zu bedienen. Ich entsinne mich noch sehr gut an eine Schießübung, die ich mit der Note 1 abschloss, 29 von 30 möglichen Punkten erzielt hatte und bei der mein verhasster Hauptfachlehrer direkt vor der ungefähr 100 m entfernten Zielscheibe rumlungerte und wie es mir ganz gewaltig in den Fingern juckte, mal so einfach und natürlich „ganz Aus versehen“ abzudrücken. Aber dann dachte ich mir, wozu soll ich wegen so einem Arschloch den Rest meines Lebens im Knast verbringen. So beließ ich es dabei nur anzulegen und von Rache nur zu träumen.

Die Tage im Feld waren eigentlich immer recht vergnüglich, da jemand auf den Gedanken gekommen war, die Feldflaschen, statt mit Wasser, mit Klarem bzw. Kognak aufzufüllen. So kamen wir denn abends, statt frustriert und kaputt, mächtig beschwipst und überaus belustigt zurück.

Man erklärte uns während der Ausbildung, wie man sich mit Hilfe von Schutzanzügen und Gasmasken vor atomaren, biologischen und chemischen Angriffen schützt. Ich war wohl nicht der Einzige, der die Wirksamkeit dieser Maßnahmen anzweifelte. Hauptmann Jollisch, der wohl humanste unter den mir bekannten Offizieren, riet uns bei einer Atomschutzübung, dass wir uns den Atompilz gut ansehen sollten, denn so etwas würden wir in diesem Leben nicht noch einmal zu Gesicht bekommen. Ein ziemlich makaberer Scherz, aber völlig zutreffend! Niemand gab sich wohl der Illusion hin, einen atomaren Erstschat in nächster Nähe zu überleben.

Die Soldaten und Offiziere der anderen Kompanien hassten uns Musiker, weil sie der irrigen Ansicht waren, wir führten ein

leichtes Lotterleben. So kam es nicht selten vor, dass einige von ihnen, während des Vorbeimarschierens, unsere Uniformen mit Tee, Kaffee oder was auch sehr beliebt war, mit roter Grütze übergossen. Wir konnten dann immer zusehen, wie wir unsere Uniformen wieder sauber bekamen. Unsere Vorgesetzten interessierten diese Fehden nicht und Waschmaschinen gehörten bei der NVA zur Utopie, so dass man oft Ausgangssperre auf gebrummt bekam, weil das Outfit nicht der Kleiderordnung entsprach.

Doch unser Leben als Militärmusikschüler war kein Zucker schlecken. Während die anderen Kompanien, nach dem Feldmarsch und dem anschließenden Waffenreinigen, den Rest des Tages frei hatten, mussten wir bis 22 Uhr noch Einzelunterricht, Orchesterproben und Auftritte über uns ergehen lassen. An Freizeit war da nicht zu denken. Aber diese schwere Zeit überstanden wir auch.

Der letzte Tag der Grundausbildung endete mit dem Härtetest, den jeder Armeeeingehörige zu Beginn seiner Laufbahn absolvieren musste. Als erstes gab es eine so genannte Aufwärmphase, die Gewichte stemmen und Streck – und Dehnübungen beinhaltete. Die besagten Gewichte, waren nichts anderes, als Teile von T 34 – Panzerketten. Anschließend ging es auf einen 5 Km – Parkur, den wir im Laufschrift und mit voller Ausrüstung in einer vorgegebenen Zeit, bewältigen mussten.

Danach folgte der anstrengendste Teil, der 15 Km – Gewaltmarsch durch die Prärie, davon 7 Km unter Gasmaske. Für diese Tortour hatte ich mir extra die alten Stiefelsocken von meinem Vater ausgeliehen, die mich aber dennoch nicht vor gewaltigen Blasen schützten. Soweit ich mich erinnern kann, durften während dieses Marsches von dem gesamten Zug bis zu zwei Mann ausfallen. Einer mehr und der Test wäre

negativ gewertet worden und hätte noch einmal wiederholt werden müssen, worauf bei Gott Niemand scharf war. Es blieb bei einem Kameraden, der die Gasmaske nicht mehr ertragen konnte, sie voll kotzte und danach aufgab.

Fast völlig verausgabt und abgekämpft erreichten wir nach mehreren Stunden das Ziel. Doch noch war eine Hürde zu meistern – der Sturmbahnlauf. Nach einer 5 – Minütigen Verschnaufpause stürmten wir darauf los. Im Gegensatz zum Normalfall, war hierbei gegenseitige Hilfe erlaubt. In einer sehr guten Abschlusszeit überwand unser Zug die letzten Hindernisse und bekam für die ausgezeichnete Bewältigung des Härte-tests die Gesamtnote 1. Sehr zum Ärger der regulären Truppen, die die Militärmusikschüler eigentlich immer als Weicheier ansahen.

Glücklich und stolz versorgten wir in den nächsten Tagen unsere Blessuren und wurden nach der Halbjahresprüfung zu Unteroffizieren befördert, womit unsere militärische Ausbildung beendet war und die letzte Phase unseres Studiums eingeläutet wurde.

VII. Kapitel

Im Namen des real existierenden Sozialismus

Wen Gott liebt, den lässt er leiden! Ich befand mich kurz vor Abschluss meines 3. Studienjahres und es war eine Zeit, in der mich unser Herrgott unheimlich lieb gehabt haben muss.

Jeden Morgen beteten wir:“ Lieber Gott! Unser täglich Brot gib uns heute!“ Und hofften immer inständig, er möge diese Bitte nicht gar so wörtlich nehmen und das Brot wenigstens verflüssigen und in Bier verwandeln. Aber der Schöpfer schien jedes Wort auf die Goldwaage zu legen. Zumindest durften wir seit unserem Hungerstreik im 1.Ausbildungsjahr, den unsere Vorgesetzten als den größten Vorfall in den Warschauer Vertragsstaaten ansahen, in der Unteroffizierskantine essen, wo man ziemlich sicher sein konnte, keine Kondome oder Kakerlaken in der Puddingsuppe zu finden.

Es war die Zeit der großen Prüfungen. Nein, liebe Freunde, natürlich nicht die Gottes, ich war schließlich nicht Moses, wenn ich auch zugegebener Maßen, meinen Vorgesetzten so manches Mal eine Heuschreckenplage an den Hals gewünscht hätte. Vielmehr befanden wir uns kurz vor den Abschlussprüfungen und man tat gut daran, sich mit den Offizieren und Prüfern gut zu stellen. Wer sich bei ihnen so richtig einschleimte, konnte sogar damit rechnen, in ein Armeeorchester versetzt zu werden, das nahe seines Heimatortes lag.

Ich dagegen, sowie einige meiner Kameraden, die den Offizieren nicht in den Allerwertesten krochen und wegen ihrer aufmüpfigen Art unangenehm aufgefallen waren, konnten sich der Rache unserer Vorgesetzten gewiss sein, zumal mich meine, mit spitzer Feder geschriebenen Stellungnahmen und

Zeitungsartikel, in den höheren Kreisen allseits unbeliebt gemacht hatten. Mein Spieß meinte nach einer Konfrontation sogar einmal, dass ich ein verdammt guter Schauspieler wäre, was ich ihm mit der charmanten Bemerkung vergolt, dass ich gegen ihn nur ein kleines Licht sei und sein Repertoire noch lange nicht drauf hätte.

Kurz und gut, alles bereitete sich auf die Prüfungen vor. Jeder büffelte für die theoretischen Fächer wie Instrumentenkunde, Musikgeschichte, Musiktheorie, Gesellschaftswissenschaften oder Kulturpolitik und Ästhetik oder übte auf seinem Hauptinstrument. Das Fach Klavier hatten die meisten von uns schon am Ende des zweiten Ausbildungsjahres erfolgreich abgeschlossen. Mancher paukte ganze Nächte hindurch, um den umfangreichen Stoff in sein Hirn zu kriegen, frei nach dem Motto „Die Nacht ist nicht allein zum schlafen da“, wie immer das auch gemeint sein mag. Und die Schlagzeuger konnten mit Fug und Recht behaupten, doppelt soviel gepaukt zu haben, wie ihre anderen Kommilitonen.

Mir persönlich gingen die Vorbereitungen auf die Theoretischen Prüfungen zehn Meter am Allerwertesten vorbei. Da ich mich in meiner knapp bemessenen Freizeit fast ausschließlich mit Militärgeschichte, Politik und Philosophie beschäftigte und zudem über ein extrem gutes Gedächtnis verfügte, brauchte ich mir um ein erfolgreiches Abschneiden auf diesen Gebieten keinen Kopf zu machen. Wozu auch? Schließlich hatte ich schon einen ganz brauchbaren und ich mochte mir nicht ausmalen, wie hässlich ich mit Zweien aussehen würde. Ich erhielt zwar auf dem Abschlusszeugnis in Marxismus / Leninismus nur eine Zwei, aber lediglich aus so einem trivialen Grund, dass ich es strikt abgelehnt hatte, in die SED einzutreten. Der Leistung nach hätte ich mit Sicherheit eine Eins verdient gehabt. Der Gedanke an die

Hauptfachprüfung hingegen, trieb mir den Angstschweiß auf die Stirn und den Angschiss fast in die Hosen. Ein gewisses Örtchen jedenfalls konnte sich über mangelnden Besuch meinerseits in dieser Zeit nicht beklagen. Die verbleibende Zeit übte ich auf meinem Tenorhorn. Einmal im Jahr war das sicher auch zu vertreten.

Dann war er da – der Tag der Wahrheit. Kurz zuvor hatte ich die Prüfungen in Gesellschaftswissenschaften und Marxismus – Leninismus, wie auch die Jahre zuvor, mit Bravour gemeistert. Ich kann nicht ohne Stolz behaupten, in diesen Fächern mit zu den Besten meines Jahrgangs gehört zu haben. Allerdings auch nicht ganz ohne die Unterstützung unserer Vorgesetzten. Es war eine Art offenes Geheimnis, dass jedem von uns sein Prüfungsthema bereits vorher bekannt war.

Und nun stand ich mit dem Tenorhorn in der Hand und zitternden Knien vor dem Prüfungsraum. Der von meinem Hauptfachlehrer empfohlene Beruhigungsschnaps schien seine Wirkung völlig verfehlt zu haben. Während ich dem Hornkonzert von Wolfgang Amadeus Mozart meines Vorgängers lauschte, rutschte mir mein Herz in die Hose und schien sich dort nicht sonderlich wohl zu fühlen. Dann war ich endlich an der Reihe. Mit Mut und Entschlossenheit stolperte ich in den Prüfungsraum und machte vorschriftsmäßig Meldung. Mein Mund war wie ausgetrocknet und ich hatte große Mühe, mein Konzert mit einigem Anstand über die Bühne zu bringen. Ich spielte ein bekanntes Stück von Rimski – Korsakow und wurde von einem Lehrer in Zivil am Klavier begleitet. Am meisten Kopfzerbrechen machten mir die Pausen, die in das Werk eingebaut waren. Schließlich war ich kein Mathegenie und es wurde schon ziemlich schwierig für mich, wenn die Pause mehr als drei Takte betrug. Aber auch diese Klippen des Lebens umschiffte ich und erhielt vom

Prüfungskollegium für die dargebotene Leistung die Note Befriedigend. Na schön, dachte ich. Ein Gut wäre zwar besser gewesen, aber es war doch trotz allem ein tolles Gefühl, meine Vorgesetzten wenigstens befriedigt zu haben.

Meiner Beförderung zum Feldwebel schien damit nichts mehr im Wege zu stehen. Aber Gottes Wege sind unergründlich! Zumindest für einen Atheisten!

Nach dem erfolgreichen Abschluss der Prüfungen, machte ich mich sogleich fieberhaft an die Arbeit und schrieb an der Abschlusszeitung, dem so genannten „**PRORAER CHAOTENBLATT**“. Diese satirische Zeitschrift, die die kleinen und großen Schwächen von Kameraden und Vorgesetzten aufs Korn nahm, gab ich seit dem zweiten Studienjahr mehrmals im Jahr heraus. Sie war bei meinen Kommilitonen sehr beliebt und brachte mir in finanzieller Hinsicht ein erklägliches Zubrot. Für fünf Mark das Stück, wurde mir die Zeitung fast aus den Händen gerissen. Die Auflage von 40 – 50 Stück dieses witzigen Blättchens war immer schnell vergriffen. Und nun saß ich also an der letzten Ausgabe. Die Zeitung war im Vorfeld, während einer extra einberufenen Versammlung, zwar strengstens untersagt worden, aber Gott sei Dank hatte ich an diesem Tag UvD – Dienst und so fehlte, wie sich in der späteren Vernehmung herausstellte, meine Unterschrift unter dem schriftlichen Verbot, womit ich zumindest in rechtlicher Hinsicht aus dem Schneider war. Unterstützung an dem geheimen Projekt, erhielt ich von Kameraden meines Zuges, die zu meinem Leidwesen einige Tage später, sämtlichst von einer merkwürdigen ansteckenden Krankheit, die sich wohl Amnesie nennt, befallen wurden. Mit viel Elan und Spaß schrieben wir Gedichte und Beiträge über unsere dreijährige Studienzeit. Darunter befanden sich neben dem „**BEITRAG DES JAHRES**“ auch

witzige Gedichte und eine Parodie über die Frage „**WARUM GIBT ES IN DER DDR KEINE BETTWÄSCHE?**“, die nicht von mir sondern einem Komiker der Deutschen Demokratischen Republik stammte, die er in einem Kessel Buntes zum Besten gab. Für seine große Schnauze wurde O.F. Weidling, so sein Name, später zwar klammheimlich abserviert und auf den Brettern die die Welt bedeuten nicht mehr gesehen, aber dieser Umstand rettete mir damals wahrscheinlich meinen Kopf. Es gab niemanden von unseren Offizieren, den wir nicht mit einer derben Prise Zynismus und Sarkasmus durch den Kakao gezogen hätten. Zumindest konnte sich keiner beschweren, zu kurz gekommen zu sein. Mein Schulfreund Walli zeichnete indes für die Karikaturen verantwortlich. Mir war natürlich voll bewusst, dass meine Vorgesetzten vor Wut platzen würden, wenn ihnen die explosive Illustrierte in die Hände fallen sollte, aber ich nahm mir vor vorsichtig zu sein. Später ließ ich das Manuskript von meiner Mutter, die als Sekretärin bei der Konsumgesellschaft angestellt war, auf Arbeit vervielfältigen. Das Verfahren war sehr aufwendig, da man damals noch so genannte Matrizen benötigte. Einen Tag vor der Beförderung zum Feldwebel und dem großen Abschlussball, zu dem auch Freundinnen, Ehefrauen und Eltern der Kadetten eingeladen waren und auch ausnahmsweise in der Kaserne übernachten durften, hielt ich sämtliche Exemplare des „**PRORAER CHAOTENBLATTES**“ in den Händen. In einer streng geheimen Aktion, verkaufte ich die Zeitung an meine Mitschüler. Seltsamerweise wollte einer meiner Kameraden keine Ausgabe dieses fabelhaft gelungenen Blättchens erwerben, was nicht an den fehlenden Mäusen lag, denn als Unteroffizier verdiente man für DDR – Verhältnisse nicht schlecht. Er sagte mir, dass er die Militärmusikschule in guter Erinnerung behalten wolle. Was für ein Quatsch dachte

ich damals. Aus Scheiße kann man nun mal keine Sahnebonbons machen! Ich hielt ihn immer noch für meinen Freund und einen guten Kumpel, der sogar aus demselben Heimatort stammte, wie ich. Mir sollte erst viel später klar werden, dass der Judas unserer militärischen Gemeinde, mich für ein paar Silberlinge und persönliche Vorteile bei der Versetzung in ein Militärorchester seiner Wahl, verraten hatte. Wir saßen gemütlich bei einer wohlschmeckenden Zigarette auf der Raucherecke und versuchten uns unsere Zukunft in den schönsten Farben auszumalen, als einer meiner Kameraden, ich glaube sein Name war Usedom, mit einem entsetzten Gesicht auf uns zugeschossen kam und schrie: „Kurti! Man hat uns verraten!“ Ich hatte nicht einmal die Zeit vor Schreck zusammen zu zucken, als auch schon zwei Schergen des Politoffiziers auf mich zustürzten, von meiner Bank zogen und brüllten.“ Unteroffizier Kurth! Wir haben den Auftrag Sie schnellstens im Büro Oberstleutnants Rotensee vorzuführen! Ihnen wird Verrat an der Deutschen Demokratischen Republik und Aufwiegelung Ihrer jungen Genossen vorgeworfen!“ Ich konnte mir nicht helfen, aber irgendwie erinnerte mich die ganze Szenerie an den griechischen Philosophen Sokrates. Meine Hoffnung bestand nur darin, dass man mich nicht auch noch zu dem fraglichen Genuss des Schierlingsbechers verurteilen würde. Mit vereinten Kräften, schleifte man mich vor den roten Großinquisitor. Zu meinem Erstaunen, befanden sich schon einige Mitschüler, die an der Zeitung mitgewirkt hatten, an dem grauvollen Ort. „Unteroffizier Kurth!“, schnauzte mich der Oberstleutnant an. „Ab heute sind Sie der Staatsfeind Nr.1. Sie sind ein Verräter an den Idealen des Kommunismus und ein Aufrührer! Sie wollten mit Ihrem Käseblatt wohl wieder mal die Kuh fliegen lassen?“ „Mitnichten“, versuchte ich die Situation zu entschärfen. „Ich wüsste ja nicht einmal, an

welchem von den vier Ventilen ich das Rindvieh aufblasen sollte.“ „Ihnen wird das Lachen schon noch vergehen“, brüllte Rotensee weiter. „Wie ich dem Titel Ihres Machwerkes entnehmen konnte, halten Sie uns also alle für Chaoten?“ Da ich nicht wusste, was ich dem Chaoten antworten sollte, entschloss ich mich zu schweigen. „Und was ist mit den anderen Herren? Wer von Ihnen hat an diesem Geschmiere mitgearbeitet?“, wandte er sich an meine Kameraden. Von einem Moment zum anderen, griff eine unheimliche, schleichende Amnesie um sich. Niemand von den anderen Kadetten, konnte sich auch nur im Entferntesten daran erinnern, an der Zeitung mitgearbeitet oder geschweige auch nur davon gewusst zu haben. „Na schön, Genosse Kurth“, wettete der Großinquisitor. „Dann muss ich also davon ausgehen, dass Sie den Mist allein verbockt haben. Ich möchte nur zu gern wissen, was Sie sich dabei gedacht haben?“ „Ich wollte einfach nur witzig sein“, stammelte ich kleinlaut. „Na großartig. Witzig wollten Sie also sein, Sie Komiker? Jetzt werde ich Ihnen zeigen, dass auch ich über Humor verfüge. Sie werden zum Gefreiten degradiert und sämtliche Orden und Auszeichnungen werden Ihnen und den anderen Genossen Ihres Zuges aberkannt. Danken Sie dem sozialistischen Gott, dass sich Sie nicht an die Staatssicherheit übergebe und im Knast in Bautzen verfaulen lasse. Sie haben echt Schwein, dass Sie am Tag der Belehrung Dienst hatten und nichts unterschrieben haben und dass Ihre staatsfeindlichen Witze von DDR – Komikern stammen. Warum man so was noch auf die Bühne lässt, ist mir echt ein Rätsel. So, Genosse Kurth“, beendete unser jetzt eiskalt wirkende Politoffizier das Verhör. „Jetzt können Sie lachen, falls Ihnen noch danach zumute ist!“ Mich überlief ein kalter Schauer, so dass ich mich schüttelte. Über diesen makaberen Witz konnte ich nicht einmal

schmunzeln. Sollten die vergangenen drei Jahre harter Entbehrungen wirklich umsonst gewesen sein?

Am Tag darauf, fand im Haus der Offiziere der große Festakt anlässlich des Abschlusses unseres Studiums und der Beförderung in den nächst höheren Dienstgrad statt, zu dem auch Frauen, Freundinnen und Verwandte eingeladen waren. In alphabetischer Reihenfolge, wurden die Unteroffiziere auf die Bühne, zur Verleihung der neuen Schulterstücke, sowie Orden und anderer Auszeichnungen aufgerufen. Je nach Abschlussnote wurden die ehemaligen Kadetten zum Feldwebel bzw. bei sehr guter Benotung zum Oberfeldwebel befördert. Ich wurde dabei geflissentlich übersehen. Mir war echt zum Heulen zumute und ich starrte wie versteinert vor mich hin. Aber dann geschah doch noch das Wunder, mit dem keiner mehr gerechnet hatte. Nachdem der Letzte meiner Kameraden die Bühne verlassen hatte, wurde mein Name aufgerufen. Mit zitternden Händen, aber stolz, nahm ich meine Feldwebelschulterstücke entgegen und Sie können mir glauben, dass mir ein Felsbrocken vom Herzen fiel. Gott sei dank, nicht auf meine Knick – Senk – Spreiz – und Plattfüße.

Den Höhepunkt der Feierlichkeiten bildete ein großer Ball. Es wurde gelacht, getanzt und eine Menge hinter die Binde gekippt. Jeder war froh, die drei Jahre harter Ausbildung hinter sich zu haben. Auf der Bühne spielte eine bekannte Musikgruppe und sang Schlager von Liebe, Sehnsucht und Herzschmerz, die von Vielen heutzutage verächtlich als Schnulzen bezeichnet werden, die Damenwelt aber dahin schmelzen ließen. Mir stellt sich bei diesem Thema immer die Frage, ob die Sprache von Goethe und Schiller wirklich so schnulzig ist? Wer sich mal die Mühe macht englische Songs zu übersetzen, wäre wohl über den sinnlosen Müll nicht

weniger Texte oft entsetzt! Aber was ich nicht weiß, macht ja bekanntlich auch nicht heiß!

Spät nach Mitternacht, fielen wir glücklich und besoffen in unsere Betten und träumten von einer glanzvollen Zukunft. Dass nicht jeder Traum in Erfüllung geht, sollten wir schon am nächsten Tag schmerzlich zu spüren bekommen!

VIII. Kapitel

Der Anfang vom Ende

An einem heißen Sommertag Anfang Juli 1983, wurde das Ende unserer Militärmusikerausbildung eingeläutet. Der Abschied von der Militärmusikschule Prora sollte für mich und die anderen ein Tag der Freude werden. Aber wie heißt es doch so schön. Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt! Denn kurz nach der Henkersmahlzeit, wurde jeder Einzelne von uns vor den Rat der Offiziere gerufen, um seinen zukünftigen Einsatzort zu erfahren. Und ich kann Ihnen sagen, liebe Freunde, der Racheengel feierte an diesem Tage wahre Orgien. Einstmals harte Kerle, sah man aufgelöst in Tränen aus dem Offiziersquartier treten. Viele meiner Mitschüler, die es im Laufe ihrer Studienzeit an mangelndem Respekt und Gehorsam hatten fehlen lassen, wurden an Orte versetzt, die fernab ihrer Heimat lagen. Null und Nichtig waren die vollmundigen Versprechungen von einst und da auch ich nicht gerade zu den Lieblingen meiner Vorgesetzten zählte, schwante mir nichts Gutes. Nach schier endlos erscheinendem, bangem Warten, wurde ich endlich hinein befohlen. Ich betrat den Raum und machte Meldung. Inständig hoffte ich, der Kelch möge an mir vorübergehen, denn mein größter Wunsch war es von Anfang an, in ein Orchester an meiner geliebten Ostseeküste versetzt zu werden. Zudem erschienen mir die blauen und weißen Uniformen der Marine, sehr viel attraktiver, als die graue Kluft der Sandlatscher. Aber Moira, die Schicksalsgöttin, schlug hart und trocken zu. „Feldweibel Kurth!“, sprach der Genosse Oberstleutnant mich an und setzte ein zynisches Lächeln auf. „Voller Freude darf ich Ihnen mitteilen, dass Sie ab sofort zum Stabsmusikkorps Berlin versetzt werden!“ Der Treffer saß! „Um Gottes Willen!“, entfuhr es mir, obwohl da eher der

Teufel seine Hand im Spiel gehabt haben muss. Ich wurde blass und mich fröstelte, trotz der hohen Temperaturen. „Ist Ihnen nicht gut, Genosse Kurth?“, fragte mich einer der Offiziere mit schlecht gespielter Anteilnahme. „Ich glaube, mir war noch nie so schlecht“, antwortete ich geschockt und versuchte vergeblich gegen die Übelkeit anzukämpfen. Ausgerechnet die Stiefelgarde in Berlin! Schlimmer hätte es wahrlich nicht kommen können, denn das Militärorchester, das die Wachaufzüge jeden Mittwoch am „Ehrenmal Unter den Linden“ und die Empfänge und Verabschiedungen von ausländischen Delegationen auf dem Flughafen Berlin – Schönefeld zu bestreiten hatte, war für seine höllische Schleiferei berüchtigt und ich mit meiner schlechten Körperhaltung war für den dortigen Orchesterleiter sicher ein gefundenes Fressen. „Feldweibel Kurth!“, lachte der Fachrichtungsleiter amüsiert. „Sie dürfen wegtreten, sonst schaffen Sie es vielleicht nicht mehr bis zur Latrine.“ Blödes Arschloch, dachte ich. Der Teufel soll dich holen. Ob mir der Gehörnte inzwischen meinen frommen Wunsch erfüllt hat, entzieht sich leider meiner Kenntnis.

Benommen verließ ich das Büro des Grauens. So hatte ich mir meine Zukunft wirklich nicht vorgestellt. Und so reifte schon damals in mir der Plan, die NVA so schnell als es eben möglich war zu verlassen. Doch wie sollte mir das gelingen? Schließlich hatte ich mich beim Abschluss meines Studienvertrages, zu einer zehnjährigen Dienstzeit verpflichtet und ein vorzeitiges Ausscheiden aus der Truppe war fast unmöglich. Aber eben nur fast.

Als ich zur Raucherecke kam, war die Stimmung geladen. Man konnte es förmlich knistern hören. Lotte, den meine beiden Nichten wegen seiner kleinen Horchorgane „Öhrchen“ nannten, hatte seinen Kopf in den Händen vergraben. Ihn hatte

es besonders hart getroffen, denn er war von unseren nachtragenden Vorgesetzten aus dem Thüringer Wald in ein Marineorchester auf der Insel Rügen versetzt worden. Viele wie er, sann auf Rache. Die Gelegenheit dazu sollte sich bald ergeben. Während wir noch wild über das pro und contra unserer jetzigen Situation diskutierten, forderte uns der Diensthabende Unteroffizier zur Abgabe unserer Noten und Instrumente auf. Missmutig trabten Lotte, Lukaschenko, ich und ein paar Andere in die oberste Etage.

Hauptmann Wichtig, den man mit dieser Aufgabe betraut hatte, empfing uns mit einer mächtigen Fahne. Wahrscheinlich hatte er allein schon mal unseren Abschied gefeiert. Lallend nahm er mein Tenorhorn entgegen. Als er uns den Rücken zu wandte konnte Franz Lukaschenko nicht mehr länger an sich halten und versetzte dem Sturzbetrunkenen einen kräftigen Tritt in den Allerwertesten. Wichtig schrie auf und stürzte zu Boden. Jammernd versuchte er sich wieder aufzurappeln, aber der Teufel Alkohol hatte seine Knie weich werden lassen. Wie ich ihn so daliegen sah, hätte ich fast Mitleid mit ihm empfunden. Doch sofort fielen mir wieder alle Schikanen ein. Keine helfende Hand streckte sich ihm entgegen. Höhnisch lachend wünschten wir dem Suffkopp der Kompanie noch einen schönen Tag und überließen ihn seinem Schicksal.

Kurze Zeit später wurden wir vom Leiter unserer Kadettenanstalt feierlich verabschiedet. Jeder von uns erhielt noch einen Bierkrug mit dem Wappen der Musikergilde als Andenken. Anschließend verließen wir gemeinsam die Kaserne.

Dann war die Stunde des Abschieds gekommen. Ab hier trennten sich unsere Wege. Viele meiner einstigen Kameraden habe ich nie wieder zu Gesicht bekommen. Das einzige was ich hörte, war wohl die Tatsache, dass nach der Wende 1989, aus

dem einstigen Stasiorchester ein Arbeitslosenorchester geworden sei. Wahrlich eine stolze Karriere!

Ich selbst hatte vor dem Dienstantritt in Berlin noch 14 Tage Heimaturlaub zu beanspruchen und beschloss meine Eltern und vielleicht auch alte Freunde zu besuchen und machte mich mit dem Zug auf den Weg nach Hause.

Zuhause angekommen, schlief ich mich erst mal so richtig aus. Der Prüfungsstress der letzten Wochen, hatte doch ganz erheblich an meinem Nervenkostüm gezerrt. Meine Eltern waren froh, mich vor der Versetzung nach Berlin, noch einmal wieder zu sehen. Stolz präsentierte ich ihnen meinen ersten Orden „Hervorragendes Jugendkollektiv der DDR“, ein Blechding, das jeder aus unserem Zug bekommen hatte. Für besondere Leistungen, wie es offiziell hieß. Nicht, dass wir ihn unbedingt verdient hätten, aber wir hatten das Glück, dass unsere Kompanie mit einer Auszeichnung einfach mal wieder an der Reihe war und da man ihn möglichst lange präsentieren wollte, bekam ihn halt der damalige zweite Zug.

Nach ein paar Tagen der Entspannung, packte mich die große grüne Langeweile und so entschloss ich mich, meinen alten Kumpel Walli zu besuchen. Walli und ich waren seit Urzeiten die besten Freunde. Schon während der zehnjährigen Oberschulzeit drückten wir dieselbe Bank. Gemeinsam schwänzten wir den Unterricht und während unseren Mitschülern von Mathematik und Russisch der Kopf rauchte, rösteten wir am offenen Feuer Kartoffeln und Würstchen. Unsere Freizeit verbrachten wir ausschließlich zusammen. Langeweile kannten wir nicht. Uns fiel immer etwas ein. In meinem kleinen Zimmer unter dem Dach unseres Hauses, gossen wir Zinnfiguren, bauten Steinschlosspistolen und kleine Kanonen. Das Schießpulver brauten wir uns selbst zusammen, indem wir u.a. den dazu notwendigen Schwefel

von Zündhölzern abkratzen. Es war schon ein ziemlich aufwendiges Verfahren, bis man genügend Pulver für einen Kanonen – bzw. Pistolenschuss zusammen hatte. Aber wenn es dann so richtig krachte und knallte, war man für die mühevollen Arbeit voll und ganz entschädigt. Die Decke und die Wände meiner Kammer, waren von den Geschossen durchlöchert wie ein Schweizer Käse. Walli hatte nach der Schule eine landwirtschaftliche Ausbildung begonnen, war dann zur Grenzbrigade Küste einberufen worden und ich hatte Glück, dass ich ihn zufällig Zuhause antraf. Wie in alten Zeiten beschlossen wir, unser so genanntes Hauptquartier aufzusuchen. Diese selbstgebaute Höhle lag in einem Waldstück, in das ein malerischer See eingebettet war, ungefähr eine deutsche Meile von unserem Heimatort entfernt. Auf Schusters Rappen machten wir uns auf den Weg und erreichten nach knapp zwei Stunden unser Ziel. Im Schein des Lagerfeuers bereiteten wir Fleischspieße zu, die Walli von Gott weiß woher organisiert hatte. Das war eben das Gute an uns beiden. Während ich mehr den Theoretiker verkörperte, war mein bester Freund eher praktisch veranlagt, so dass wir uns hervorragend ergänzten. Wie oft waren wir hier Floß gefahren, hatten Frösche gefangen oder Streiche gegen die Lehrer ausgeheckt. Es tat richtig gut, die strapaziöse Militärzeit wenigstens für einige Augenblicke vergessen zu können. Erst am späten Abend kehrten wir Heim. Als wir uns voneinander verabschiedeten, konnten wir noch nicht ahnen, dass wir uns für viele Jahre nicht mehr wieder sehen sollten, was aber letztendlich unserer Freundschaft keinen Abbruch tat. Viel zu schnell vergingen die paar Urlaubstage und schon bald musste ich notgedrungen den beschwerlichen Weg in die Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik antreten.

IX. Kapitel

Ach du dickes Ei!

An einem heißen Tag des Augusts 1983, packte ich zwei große Koffer mit allen Büchern, die ich zur damaligen Zeit besaß und das war schon eine beachtliche Menge. Die Koffer waren schwer wie Blei. Wie ich mit diesem schweren Wissen bis zum Bahnhof kam, ist mir heute noch rätselhaft. Glücklicherweise war unser Sturmgepäck bereits von Prora mit einem LKW in den Standort des Stabsmusikkorps nach Berlin – Friedrichsfelde Ost transportiert worden, so dass ich mir wenigstens in dieser Beziehung den Rücken freihalten konnte. Bis nach Berlin brauchte man mit dem D – Zug ungefähr 3 ½ Stunden und ich kann nicht gerade behaupten, dass ich mich auf die neue Arbeit freute. Mit Grauen dachte ich an die höllische Schleiferei während der letzten großen Parade der Streitkräfte der DDR am 1. Mai, dem Großkrampftag der Arbeiter. Ich war damals als Trommler im Spielmannszug eingeteilt und brach mir bei jedem Trommelwirbel buchstäblich die Hände. Zudem fiel ich durch meine mir angeborene, schlechte Körperhaltung auf, was mir ständiges Strafoxerzieren einbrachte. Wahrscheinlich wäre es ratsamer gewesen, mich in einen Schraubstock zu spannen und die krumme Wirbelsäule gerade zu biegen. Leider wählte man die andere Art der Folter! Weil ich mich so positiv hervorgetan hatte, durfte ich mir die ganze Veranstaltung vom Straßenrand angucken, sozusagen als allerletzte Reserve. Ich war dem Schicksal echt dankbar, dass niemand ausfiel. Wer blamiert sich schon gerne in der Öffentlichkeit? Vielleicht hielten mich meine Vorgesetzten ja für einen Masochisten, dass sie mich ausgerechnet in die Stiefelgarde versetzt hatten? Während der

Zugfahrt hatte ich genügend Zeit über dieses philosophische Thema nachzusinnen.

Gegen 10.00 Uhr fuhr der Zug in Berlin – Lichtenberg ein. Da ich nur Kleinbahnhöfe gewohnt war, hatte ich etwas Schwierigkeiten mich auf so einem gewaltigen Areal zu orientieren. Glücklicherweise traf ich auf von Berlichingen, so jedenfalls nannte ich ihn, wegen des für mich etwas ungewöhnlichen Vornamens. Er war ein kleiner Rotschopf mit einer Menge Sommersprossen im Gesicht, dem die Frauen unverständlicherweise auch ohne „AXE AFRIKA“ hinterherliefen und der mit Andre Struck, als einzige aus meinem ehemaligen Zug in Prora, zusammen mit mir ins Strafmusikkorps versetzt worden waren. Da er selber genug zu schleppen hatte, konnte er mir bei meinen Bleikoffern natürlich auch nicht helfen und so kamen wir völlig verschwitzt nach einer halben Stunde auf dem S – Bahnhof Friedrichsfelde Ost an.

Dass die Kaserne unbedingt gleich um die Ecke zu finden war, konnte man nun auch nicht gerade behaupten. Während wir Stundenlang nach dem Standort des Stabsmusikkorps suchten, kein Schwein kannte sich hier wirklich aus, schleiften meine Arme am Boden und zum ersten Mal in meinem Leben verfluchte ich meine Bücher. Mein Unterleib tat verflucht weh, weil ich den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Zumindest hatte ich in diesem Moment keine andere Erklärung dafür. Nach dem wir uns ein paar Mal verlaufen hatten, Jehova und die anderen sozialistischen Götter des Zentralkomitees mögen diesen Tag verfluchen, trafen wir endlich nach zwei Stunden in der Kaserne ein. Mich fröstelte, obwohl mein Körper fröhlich transpiri – transpira vor sich hin sang. Ich erinnere mich noch wie heute, wie begeistert ich war, dass wir erst einmal unsere WG im Ledigenwohnheim beziehen sollten. Das hieß die

scheiß schweren Koffer wieder den ganzen Weg zurück buckeln und keine Oma in Sicht, die mir ihre Hilfe angeboten hätte. Die alten Leutchen sind heutzutage eben auch nicht mehr das, was sie mal waren!

Das Bullenkloster, in dem ledige Militärangehörige sämtlicher Waffengattungen untergebracht waren, befand sich in der Mollstraße 4, mitten im Stadtzentrum Ostberlins und nahe dem Alexanderplatz. Vorteilhafterweise verfügte das mehrstöckige Gebäude über einen Fahrstuhl um die Faulheit zu stärken, die Füße zu schonen und über einen Bäckerladen im Erdgeschoss. Das weniger Vorteilhafte war die Tatsache, dass man an einer Wache vorbei musste, wenn man in seine Unterkunft gelangen wollte d.h., wollte man mal eine geile Alte abschleppen und mit aufs Zimmer nehmen, musste man sich für die Posten immer irgendwelche Schauergeschichten einfallen lassen, da Frauenbesuche im Ledigenwohnheim strengstens verboten waren. Der Vatikan jedenfalls wäre vollauf begeistert gewesen, denn in unserem Bullenkloster und auf der Alm doa goabs koa Sünd! Zumindest nicht offiziell!

Von Berlichingen, Struck und ich waren in einer Einraumwohnung mit Küche, Bad und Balkon in einem der oberen Stockwerke untergebracht. Um Platz zu sparen, hatte man im Flur eine Ehebett und in der guten Stube eine Liege aufgebaut. Dass mit dem Ehebett war wohl eher ein schlechter Witz, denn mein Bettnachbar weigerte sich beharrlich, seine ehelichen Pflichten zu erfüllen und verlangte die Trennung von Tisch und Bett. Und so schoben wir denn die Betten so weit es ging auseinander.

Kurz nach unserem Eintreffen, beschlossen wir erst einmal unseren mörderischen Hunger zu stillen und auf dem Alexanderplatz eine Currywurst oder ein Bulette zu essen. Da ich aus einer Kleinstadt stammte, war die Großstadt mit

Weltzeituhr und Fernsehturm für mich natürlich etwas ganz Besonderes und unheimlich Interessantes. Mein Unterleib spielte derweil immer mehr verrückt, was ich auf den großen Heißhunger zurückführte, so dass ich mir am Stand erst einmal vier Berliner Buletten mit Senf und Brötchen kaufte und innerhalb kürzester Zeit mit großem Appetit verschlang. Merkwürdigerweise wurden diese komischen Magenschmerzen dadurch auch nicht besser. Eher im Gegenteil. Da mir inzwischen Kotzübel war, beschloss ich allein in mein Quartier zurückzukehren, während meine beiden Kameraden noch einen ausgiebigen Stadtbummel machen wollten.

Als Struck und von Berlichingen nach zwei Stunden gut gelaunt zurückkehrten, lag ich in meinem Bett und stöhnte vor Schmerzen. An Laufen war nicht mehr zu denken. Da wir einen Blinddarmdurchbruch oder etwas Ähnliches vermuteten, informierten meine beiden Genossen besorgt die Wachen, die auch stracks einen jungen Arzt zur Hand hatten, der ebenfalls in diesem Gebäude untergebracht war. Bei der Untersuchung stellte sich schnell heraus, dass mein linker Hoden angeschwollen und steinhart geworden war. Da ich dem medizinisch noch etwas Unerfahrenen von der Kofferschlepperei berichtete, vermutete er einen Leistenbruch, was ja auch nicht weiter verwunderlich gewesen wäre. Da ich mich vor Schmerzen krümmte, rief der Arzt eilig einen Rettungsnotwagen und kurze Zeit später wurde ich mit Tatütata und Blaulicht ins VP – Krankenhaus abtransportiert. VP steht natürlich für Volkspolizei und das gleichnamige Krankenhaus, das direkt an der Berliner Mauer lag und durch Polizei und Grenzposten abgeschirmt war, war eigentlich nur für die Elite wie Staatssicherheit, Volkspolizei, hohe Staatsbeamte und dem Schicksal sei Dank auch Militärmusiker reserviert. Stinknormale hatten hier keinen Zutritt. Ohne aufwendige

Ausweiskontrolle und X Telefonate an der Wache, durften noch nicht einmal Angehörige hinein.

Das VP – Krankenhaus, an das ich mich auch noch fast 30 Jahre später noch gerne erinnere, war mit Sicherheit eines der am modernsten eingerichteten Krankenhäuser der ehemaligen DDR. Die heutigen westdeutschen Darstellungen in den einschlägigen Medien zeigen ein Bild von diesem Gebäude, dass mit der Realität auch wirklich absolut nichts gemein hat. In einem Film den ich erst neulich auf SAT 1 sah, wurde dieses Nobelkrankenhaus als völlig veraltetes und baufälliges Etwas von anno dunnemals dargestellt, was sich der idiotische Regisseur wohl mit großer Mühe aus den Fingern gesaugt haben muss, um ein möglichst schlechtes Bild über die DDR zu zeichnen. Ehrlich gesagt, wenn ich so eine gequirelte Scheiße sehe, könnte ich echt das große Kotzen kriegen!

Wie oben angesprochen, war ich von der Qualität des Krankenhauses echt begeistert. In dem Neubau gab es mehrere Fahrstühle und die Patientenzimmer, die für jeweils drei Personen konzipiert waren, dürften wohl auch modernsten westdeutschen Ansprüchen genügt haben, von dem medizinischen Bühnenequipment ganz zu schweigen.

Nachdem ich mit dem Rollstuhl in mein Zimmer transportiert worden war, stellte man nach gründlicher Untersuchung fest, dass ich mir eine schwere Nebenhodenentzündung zugezogen hatte, was auf eine Art Unterkühlung oder Ähnliches zurückzuführen war, obwohl ich mir ziemlich sicher bin, dass ich meine Eier immer in der zugeknöpften Hose getragen hatte. Mit Kofferschleppen hatte es jedenfalls nichts zu tun. Das war wohl nur reiner Zufall.

Nach der Untersuchung sollte mir eine Schwester einen Eisbeutel zum Kühlen bringen. Man erhoffte sich dadurch eine Abschwellung des betroffenen Hoden und eine allmähliche

Heilung. Zumindest konnte ich mich schon mal auf eine länger währende Behandlung einstellen und war auch nicht besonders böse darüber. Allemal besser als dieses dämliche Stabsmusikkorps!

Und dann sah ich SIE! Einen Mensch gewordenen Traum von einer Frau! **Schwester Annabella!** Sie war mittlerer Größe, etwas mollig, hatte lange, dunkle Locken und wunderschöne, rehbraune Augen! Ich weiß nicht, was ich mehr an ihr liebte? Ihre wundervollen Augen oder ihre tollen Möpfe? Noch nie zuvor hatte ich so große Brüste bei einer Frau gesehen. Aber vielleicht waren die Frauen, die ich vorher kennen gelernt hatte, ja auch nur Magerkost wie heutzutage viele Models? Für mich jedenfalls war Anny ein Engel wie aus einem Märchen und mir passierte das, was ich immer für unmöglich gehalten hatte. Ich verliebte mich auf den ersten Blick und irgendwie hatte ich den Eindruck, dass es ihr genauso ging. Zum ersten Mal in meinem Leben spielte meine ehemalige Klassenkameradin Ines, die ich mehr als 7 Jahre vergeblich geliebt und vergöttert hatte, keine Rolle mehr.

Meine neue Traumfrau kümmerte sich rührend um mich und nannte mich ihren „Kleinen“, wahrscheinlich weil ich, mit meinen 19 Jahren, der jüngste Patient auf der Urologischen Station war und vielleicht fand sie mich in meiner Schüchternheit ja auch niedlich? Ich wusste nicht so genau, ob ich ihr deswegen böse sein oder ob ich mich geschmeichelt fühlen sollte? Zumindest zeugte dieser Spitzname nicht gerade von viel Respekt oder dass Annabella mich als Mann für voll nahm. Aber wenn sie mich zärtlich streichelte, fühlte ich mich geborgen und geliebt, wie noch nie zuvor in meinem Leben. Meine Lieblingsschwester in ihrem blauen Kittel, liebte es mich zu necken und zu veralbern und ich blieb ihr nichts schuldig. Eine ihrer Kolleginnen meinte amüsiert:“ Was sich

liebt, das neckt sich!“ Und es gab auch wirklich gar nichts, an was ich mehr hätte glauben wollen.

Am nächsten Tag feierte ich meinen 20. Geburtstag. Da ich wieder ziemlich große Schmerzen in meinem linken Tennisball hatte, bestellte ich mir bei Anabella ein flüssiges Schmerzmittel, das wie bittere Mandeln schmeckte. Zyankali soll ja genauso schmecken. Wollte sie so den Heilungsprozess drastisch verkürzen und mich in ein himmlisches Stabsmusikkorps versetzen? Eher unwahrscheinlich! Denn in einem himmlischen Harfenorchester auf Wolke 7 wäre ich wohl nach spätestens einem Tag, aufgrund von Unvermögen und vielen falschen Tönen, vom lieben Petrus persönlich gefeuert worden, der mit Sicherheit anschließend auch noch den Schlüssel zum Paradies weggeworfen hätte. Als ich mich bei meinem Engel wegen des widerlichen Geschmacks dieser Brühe beschwerte und als Geburtstagsgeschenk von ihr etwas Süßes verlangte, wobei ich natürlich auf ein Küsschen spekulierte, kam sie wenig später zurück und reichte mir einen Becher mit einer gelblichen Flüssigkeit, die den bitteren Geschmack vertreiben sollte. Wie Störtebeker stürzte ich den „Schierlingsbecher“ in einem Zug hinunter und verzog angewidert das Gesicht, denn das ganz persönliche Geburtstagsgeschenk meiner „netten“ Schwester war kein süßer Orangenektar, sondern reine Zitrone. Anabella amüsierte sich köstlich über meine saure Miene und ich verstand nicht im Mindesten, warum alle Leute behaupten, dass Sauer lustig macht.

Das, was ich an meiner Süßen und auch an allen anderen Schwestern dieser Station am meisten bewunderte, war die Menschlichkeit und die aufopfernde Hilfsbereitschaft mit der alle Patienten behandelt wurden. Ganz anders als heute, nahmen sie sich in ihrer Schicht für jeden Kranken mindestens

eine halbe Stunde Zeit, um sich mit ihm über Berufliches oder Privates zu unterhalten, wobei niemand dem anderen vorgezogen wurde. Manchmal wurde ich richtig eifersüchtig, wenn mein Engel, meiner Ansicht nach, zu lange mit einem Zimmernachbarn plauderte.

Am Abend des 25. Juli 1983 sagte mir Anabella, dass sie am morgigen Tag in Urlaub ginge und erst am 30. August wieder käme und wir uns wahrscheinlich nicht wieder sehen würden. Eine Nachricht, die mich, frisch verliebt wie ich war, wie ein vergifteter Pfeil traf. Beim Abschied den Tränen nahe, sagte ich meiner Liebesgöttin, dass ich so lange im Krankenhaus bleiben würde, bis sie wieder arbeiten müsse, was sie für einen lieb gemeinten Scherz hielt. Ich glaube meine Aphrodite begriff erst sehr viel später, wie ernst es mir damit war. Egal, was es kostete. Ich musste meine große Liebe wieder sehen!

Während ich sehnsüchtig auf den vorletzten Tag des Monats August wartete, wurde mir die Zeit dennoch nicht lang, denn viele interessante Menschen kreuzten hier meinen Weg. Zwei Betten weiter lag z. B. ein Major der Staatssicherheit, der den ganzen Tag die besten politischen DDR – Witze zum Besten gab. Seine Honecker – Witze waren echt urkomisch. Am meisten begeisterte mich der ellenlange Witz vom Elefanten. Ganz habe ich ihn leider nicht behalten, kann mich aber noch soweit erinnern, dass die UNO eines Tages beschloss, zum Schutz der Elefanten, Bücher über diese aussterbende Tierart bei verschiedenen Ländern in Auftrag zu geben. So veröffentlichte Indien ein Buch über den Indischen Elefanten und Afrika ein Buch über den Afrikanischen Elefanten. Die Sowjetunion gab ein zehnbändiges Werk heraus mit dem Titel „Der Elefant und der Kommunismus“. Die DDR übertraf natürlich alle anderen und veröffentlichte ein 21 – bändiges Werk von denen der erste bis zehnte Band die „Auswertung der

sowjetischen Erfahrungen mit dem Elefanten“ enthielt und mit Band 21 „Der DDR – Elefant – der treueste Freund des sowjetischen Elefanten“ abschloss. Ich kann natürlich nicht wissen, ob es damals schon Absicht war, dass man mich mit einem Mitarbeiter der Stasi zusammengelegt hatte, aber eigentlich dürfte es über mich auch nicht viel zu berichten gegeben haben. Natürlich wollte ich in meiner idealistischen Phase die Welt verändern, wozu für mich auch gehörte, die DDR ein Stück besser zu machen, gerade was Meinungsfreiheit an betraf, denn schnell hatte ich bemerkt, dass das, was man uns im Politunterricht lehrte, nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatte. Aber, wenn ich ehrlich bin. Damals wäre ich für unseren sozialistischen Staat jederzeit in den Krieg gezogen. Für den jetzigen angeblichen Sozialstaat dasselbe überhaupt nur in Erwägung zu ziehen, dafür müsste mir nicht nur ein Fuß fehlen!

Irgendwie ist es traurig, dass ich im Nachhinein feststellen muss, dass die Zeit im VP –Krankenhaus zu den glücklichsten in meinem bisherigen Leben zählt, denn wer ist schon gern im Krankenhaus. Dennoch fühlte ich mich hier geborgen und geliebt, wie noch nie zuvor in meinem Leben. Sämtliche Schwestern, ausgenommen die dicke, aber leutselige Oberschwester, durften wir duzen. Wir wurden von ihnen von vorn bis hinten bedient, alberten den ganzen Tag herum und durften abends oft sogar bestimmen, was gekocht wurde. Als ich Schwester Manuela eines Tages dabei beobachtete, wie sie Milch an die Rühreier goss, fragte ich sie, warum sie das täte und sie antwortete.“ Damit die Eier lockerer werden!“ Amüsiert fragte ich die Schwester daraufhin, ob ich für meinen geschwellenen, linken Hoden auch ein Glas Milch haben könnte. „Für deinen Hoden?“, fragte die Gute irrtiert zurück.

Ja klar, damit er lockerer wird, kicherte ich zurück und löste damit allgemeine Heiterkeit aus.

Abends durften wir uns am „Berliner Bier“ bedienen, von dem immer zwei, drei Kästen auf dem Flur standen. Eigentlich war dieses edle Gesöff für Nierenkranke gedacht, aber niemand, weder Ärzte noch Schwestern, nahmen Anstoß daran, wenn sich auch normal sterblich Kranke damit eindeckten und wir waren echt nicht zimperlich. Für die wirklich zuvorkommende Art und Weise des Personals bedankten sich die Patienten damit, dass sie den Schwestern beim Abwasch halfen. Nach jeder Mahlzeit war ein riesiger Berg zu bewältigen, denn Spülmaschinen gab es zu damaliger Zeit nur in rein menschlicher Form. Ich gehörte zu der Art Maschinen, die am besten funktionierten, weil sie jederzeit einsatzbereit waren. Man brauchte nur auf den Knopf der Hilfsbereitschaft drücken. Natürlich war meine Unterstützung nicht ganz uneigennützig. Obwohl ich gerne half, hoffte ich damit bei Anabella bzw. ihren Kolleginnen zu punkten und tatsächlich konnte ich mich bei einigen Schwestern bleibend in Erinnerung bringen. Die Oberschwester hatte mich so in ihr Herz geschlossen, dass ich, als es mir wieder etwas besser ging, öfter das Krankenhausgelände verlassen durfte, um Botengänge wie z.B. Blumen für den Chefarzt besorgen, für sie zu erledigen.

Und dann gab es da noch diese süße 17 – jährige Schwester Heike, mit der ich mich ausgezeichnet verstand. Eigentlich war sie mit ihren schwarzen Haaren und dunklen Augen ganz mein Typ und ich hatte den Eindruck, dass ich ihr auch alles andere als egal war. Aber ich war in dieser Beziehung mit Blindheit geschlagen und sah nicht das, was doch ganz offensichtlich war, denn ich hatte nur noch Augen für Anabella.

Eines Tages quartierte man in meinem Zimmer einen kleinen Jungen ein. Er schien große Angst vor den Ärzten und vor dem

Krankenhaus zu haben und ich versuchte alles, um ihm diese Angst zu nehmen. Seine Mutti musste arbeiten und hatte daher nur wenig Zeit ihren Sprössling zu besuchen. Und so kümmerte ich mich um ihn. Ich spielte mit ihm „Mensch ärgere dich nicht!“, erzählte ihm jugendfreie Witze und ging mit ihm spazieren, sofern mein eigener Gesundheitszustand dies zuließ. Abends hätte ich gerne Ferngesehen, doch sobald ich aus der Tür war, fing der Kleine an bitterlich zu weinen. Es dauerte keine 5 Minuten, bis eine Schwester mit dem Jungen an der Hand vor dem Fernsehraum stand, mich rief und sagte: „Tut mir leid Andreas, aber der kleine Strolch kann ohne den Onkel nicht einschlafen!“ So blieb mir denn nichts anderes übrig, als das Kind wieder ins Bett zu bringen, ein „Gute Nachtgeschichte“ vorzulesen und zu warten, bis es eingeschlafen war. Als der Junge zwei oder drei Wochen später wieder entlassen wurde, ging ich noch mit bis ans Eingangstor, wo sich die junge Mutti herzlich bei mir für die gute Fürsorge bedankte. Besonders Schwester Heike schien fasziniert von meinem Nebenjob als Kindergärtner und meinte, ich würde mit Sicherheit einen hervorragenden Papi abgeben, worauf ich natürlich sehr stolz war und was in mir den Wunsch nach eigenen Kindern weckte. Vielleicht hätte ich diese Kinder ja mit Heike haben können, wenn ich nicht genauso blind wie Justitia gewesen wäre und nicht alles auf die Herz – Dame Anabella gesetzt hätte, dir mir letztendlich buchstäblich das psychische Kreuz brach.

Später, nach meiner Genesung, traf ich Heike noch einmal in der S – Bahn wieder, aber ihre Begeisterung verflüchtigte sich sofort, als meine erste Frage nicht ihr, sondern Annabella galt. Ich glaube, ich habe sie damals sehr verletzt. Kann ein Mann allein wirklich so blöd sein? Ja, er kann! Wenn ich noch einmal vor derselben Entscheidung stehen würde, würde ich mich

dann wirklich anders entscheiden? War Gott besoffen, als er einen so dämlichen, unlogisch denkenden Menschen namens Mann erschuf? Oder war die Dummheit Inhalt der Büchse der Pandora? Die hübsche Lernschwester jedenfalls habe ich nie wieder gesehen, was mir auch heute noch in der Seele weh tut! Inzwischen war es schon Mitte August geworden und die Mitpatienten kamen und gingen. So freundete ich mich z.B. mit dem ersten Trompeter des berühmten Fernschorchesters Fips Fleischer an, der mich später in die Musikerszene der oberen Zehntausend einführte, wo ich in der DDR berühmte Schauspieler, Musiker und Sänger persönlich kennen und schätzen lernte. Auch ein sehr begabter Glasmaler gehörte damals zu meinen Zimmernachbarn und ein junger Soldat, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Er hinterließ mir seine Adresse und seinen Fußpilz, nachdem er sich für eine Operation meine Latschen ausgeliehen hatte. Der Mief war einfach nicht zu ertragen. Wie heißt es doch so schön. Schweißfüße - mehr kann man aus Käse nicht machen! Die Hausschuhe konnte ich hinterher in den Müll werfen. Mit dem Fußpilz war das nicht so einfach!

Kurz bevor Schwester Anabella am 30. August 1983 aus dem Urlaub zurückkam, sollte ich entlassen werden. Ich zermartete mir den Kopf, wie ich dies verhindern konnte. Der linke Hoden war zwar inzwischen abgeschwollen, aber wohl noch nicht ganz ausgeheilt. Deshalb riet mir der behandelnde Arzt, jede Anstrengung zu vermeiden und nur den Fahrstuhl zu benutzen. Treppen steigen war streng verboten, um einen Rückfall zu vermeiden. Und was tat ich? Genau das Gegenteil. Ich rannte den ganzen Tag die Treppen hoch und runter. Über die unvermeidlichen Konsequenzen, war ich mir nicht im Mindesten bewusst! Liebe macht eben nicht nur blind, sondern auch ziemlich dusselig! Meinen geliebten blauen Engel nicht

mehr wieder zu sehen, war für mich undenkbar geworden. Ich konnte mir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen.

Und so kam, was kommen musste. Am nächst oder übernächsten Tag war der bewusste Hoden wieder angeschwollen. Irritiert schlug mir der Oberarzt eine, wie er es nannte, kleine OP vor. Einfach um mal nachzusehen, was mit dem verdammtem Ding los war. Mehr freudig, als geschockt stimmte ich ohne Bedenken zu. Was juckte mich schon so eine kleine Operation? Es war ja schließlich nicht meine erste! Mir war wohl nicht bewusst, dass die Abkürzung OP für Ohne Pardon steht! Was konnte mir in dieser Situation denn besseres passieren um Anabella wieder zu sehen. Das war doch die große Chance, auf die ich gewartet hatte!

So schob man mich denn am nächsten Vormittag in den Operationssaal. Eine nette Schwester, deren Figur und dunkelbraune Augen mich stark an meine große Liebe erinnerten, gab mir eine Beruhigungsspritze. Hätte sie sich echt sparen können! Denn von Angst war bei mir auch nicht die geringste Spur zu bemerken. Um die Zeit bis zur OP zu überbrücken, pfiff ich gut gelaunt und wohl eine Spur zu übermütig vor mich hin. Ich glaube es war der „Türkische Marsch“ von Wolfgang Amadeus Mozart. Die Schwestern amüsierten sich köstlich und klatschten Beifall. Dann war ich endlich an der Reihe. Die Anästhesistin gab mir eine Spritze in den Arm und meinte, es würde jetzt nach Pfefferminze schmecken. Ich versuchte noch ihr zu sagen, dass ich dieses Zeug hasse, als meine Augen zufielen und ich in Morpheus Reich schwebte.

Als ich wieder in meinem Zimmer erwachte, stand der behandelnde Arzt vor mir und verkündete mir mit lächelndem Gesicht, dass mein linker Hoden so vereitert gewesen wäre, dass man sich gezwungen sah, ihn zu amputieren. Mir fuhr der

Schreck in die Hose, doch da war ja nicht mehr viel. Hört sich vielleicht lustig an, aber der Spaß und das Rumalbern waren mir gründlich vergangen. War ich jetzt für den Rest meines Lebens impotent und unfähig Kinder zu zeugen? Wie würde Schwester Annabella darauf reagieren? War ich in ihren Augen überhaupt noch ein vollwertiger Mann? Wahrlich, ich hätte mir für meine Dummheit selbst in den Allerwertesten treten oder mit dem Kopf gegen die nahe Berliner Mauer rennen können. Doch ich verzichtete darauf, denn es hätte mir zwar einen gehörigen Dachschaden, aber keinen neuen Hoden gebracht. Der Mediziner beruhigte mich etwas und machte mir klar, dass man mit einem Hoden ebenso zeugungsfähig ist, wie mit Zweien. Später wollte ein Spaßvogel, von dem ich wusste, dass auch ihm ein Hoden operativ entfernt worden war, unbedingt mit mir wetten, dass wir zusammen nur drei Eier besäßen. Ich feixte, hielt dagegen und gewann 100 Mark. Ich glaube nicht, dass der Gute mit seiner Nummer bei „Wetten das?“ aufgetreten ist. Die Operationsnarbe tat viehisch weh und ich hatte große Mühe, um mich wenigstens einige Schritte bewegen zu können, aber ich hatte mein Ziel erreicht und mindestens drei Wochen mit meiner geliebten Schwester herausgeschunden. Doch der Preis war zu hoch!

Manchmal, wenn Anny Nachtschicht hatte, durfte ich den Abend mit ihr im Schwesternzimmer verbringen. Ein Zimmergenosse juxte mal, nachdem ich ziemlich spät ins Zimmer zurück kam, der Dienst habende Arzt solle doch mal bei Annabella und mir einen Abstrich machen. Ich lachte und antwortete, das das abstreichen längst erledigt wäre. In Wirklichkeit lief sexuell zwischen uns nichts, einerseits wegen der OP und andererseits, weil ich zufälliger Weise bei einem Telefonat mitbekam, dass meine Aphrodite einen festen Freund hatte, dem sie gerade mitgeteilt hatte, dass sie seit drei Wochen

kein Nussmus mehr gehabt habe. Irgendwie die hübscheste Umschreibung, die ich für diese bezeichnende Situation je gehört habe. Ob mein blauer Engel zu diesem Zeitpunkt schon schwanger war, habe ich nie erfahren. Dennoch bildete ich mir ein, eine Chance zu haben und dachte nicht im Traum daran, vorzeitig die Segel streichen.

Am Vorabend des Abschieds, fragte ich Anny nach ihrer Telefonnummer, die sie mir auch ohne zu zögern gab. Ich freute mich wie ein kleiner Schneekönig, denn es war die erste Telefonnummer, die ich von so einer hübschen Frau erhalten hatte und natürlich stärkte mich ihr Verhalten in der Annahme, dass es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis ich sie endgültig erobert hatte. Ich glaube, endgültig verloren hat man erst dann, wenn man die letzte Illusion verloren hat und manchmal ist es wohl leichter mit einer Illusion zu leben, als mit der Wahrheit! Pfeifend, gut gelaunt und auf den Schwingen der Liebe mehr kriechend, als getragen, verließ ich am Tag darauf, immer noch unter extremen Schmerzen, das VP – Krankenhaus, nahm den nächsten Bus und meldete mich in der Kaserne im Stadtteil Friedrichsfelde Ost.

X. Kapitel

Zwei Jahre im Strafmusikkorps

Auf dem militärischen Gelände angekommen, meldete ich mich bei meinem Vorgesetzten und wurde von ihm erst einmal zum Stabsarzt geschickt, der mir geschlagene 6 Wochen Genesungsurlaub verordnete. Gibt es etwas Schöneres, als eine neue Arbeit mit einem langen Urlaub zu beginnen? Ich konnte zwar wegen des Reiseverbotes nicht nach Frankreich fahren, kaufte mir stattdessen aber das Video „Französisch in 90 Minuten“. Übrigens kein Porno. Es ging nur um die richtige Mundart! Da ich immer noch starke Schmerzen hatte und mein Bein nachzog, beschloss ich in Berlin zu bleiben und feierte meinen Einstand in der Kneipe schon mal alleine vor. Die Kneipe war eigentlich ein Café und nannte sich „Espresso“, von uns kurz „Esse“ genannt, in dem neben Spielern und Trainern von dem damals noch erstklassigen Fußballverein BFC Dynamo, auch berühmte Schauspieler wie Erwin Geschonek, Heidi Weigel, Uta Schorn und die berühmte, aber von dichtem und ohne einen großen Topf Schminke betrachtet, wie das hässliche Entlein wirkende, Primaballerina Renate Lubitz, kurzum die Prominenz der DDR verkehrte. Dieses Künstlercafé nun, war die auserkorene Stammkneipe der Militärmusiker des Stabsmusikkorps Berlin und wir beerhten es, und wenn uns der Alkohol bis Oberlippe Unterkante stand, auch das dann gar nicht mehr so stille Örtchen, so gut wie jeden Tag. War geschlossen, so war das auch nicht tragisch, denn wir deckten uns mit Hilfe von großen Bierkrügen, am Vortrag in der „Esse“ reichlich mit dem edlen Gesöff ein und nahmen es mit nach Hause. Die hübschen Kellnerinnen kannten uns alle mit Vornamen und wegen des oft nicht unerheblichen Trinkgeldes, besonders, wenn man so richtig angedübelt war, waren wir immer gern gesehene Gäste, die

auch weit nach Feierabend, gegen 1 oder 2 Uhr nachts die Stühle mit hochstellten und das Licht ausknipsten.

Zu damaliger Zeit, hatten wir noch jeden Tag um 12 Uhr Mittags, sofern keine Auftritte anlagen, Feierabend. Der Boss kam also nach 12 Uhr Mittags mit Sicherheit nicht mehr. Um die Uhrzeit ging er schon wieder! Lag es daran oder an den vielen Bieren, dass ich an diesem Tag sehr schnell nicht mehr ganz alleine war?

Ansonsten vertrieb ich mir die Zeit des Urlaubs mit Einkaufen, Spazierengehen und Fernsehen. Natürlich heimlich auch nicht sozialistischer Sender. Wozu wohnten wir schließlich in Berlin, der Hauptstadt der DDR und des Westfernsehens? Von den Bonzen erwischen lassen durfte man sich natürlich nicht. Das konnte großen Ärger mit sich bringen, denn unsere Quartiere wurden ständig, und, nicht selten auch in aller Heimlichkeit, während unserer Abwesenheit von unserem Politoffizier kontrolliert. Ich kann mich noch sehr gut an einen Fall erinnern, als ein Kollege nur für eine nicht verschlossene Zahnpastatube dermaßen schnell für drei Tage in den Bau abging, dass vorher Hans Rosental wohl „Dalli! Dalli!“ gerufen haben musste!

Im so genannten „Strafmusikkorps“ stand man eigentlich immer mit einem Bein im Knast. Vergessene Noten oder auch nur ein falscher Schritt bei einem öffentlichen Auftritt, wie z.B. dem „Großen Wachaufzug“ am Ehrenmal „Unter den Linden“, wurden unbarmherzig bestraft. Und im Knast war, außer manchmal weißen Mäusen im Delirium, von der Außenwelt nicht viel zu sehen, denn die schwedischen Gardinen wurden nur selten gewaschen.

Natürlich ließ ich es mir auch nicht nehmen Annabella anzurufen und ihr von meinem Erholungsurlaub zu berichten. Etwas traurig meinte sie: „Du hast vielleicht ein Glück!“ „Tja,

versetzte ich zurück:“ Jedem das, was er verdient!“ Das sollte eigentlich nur eine Anspielung auf ihren oft zitierten Standardsatz sein, kam aber schlecht bei ihr an. „ Kannst du jemen sin“, zischte sie mich mit ihrem unverkennbaren Berliner Dialekt an und ich fühlte mich plötzlich nicht mehr wohl in meiner Haut. Ich fragte Anny wohl noch, ob ich sie besuchen dürfe, aber mein Pummelchen hatte wohl keine Zeit und erwiderte, vielleicht ein andern Mal, was ich, mit Liebesdingen noch nicht besonders vertraut, natürlich wörtlich nahm. Darauf, dass Frauen damit eigentlich „Nein“ meinen, kam ich damals nicht und so machte ich mir weiter Illusionen.

In Berlin ging ich auch zum ersten Mal in meinem Leben in schicken Boutiquen einkaufen. Als Militärmusiker verdiente man in der DDR ja nicht schlecht, obwohl 950 Ost –Mark im Vergleich zu unseren westdeutsch Kollegen eher ein Trinkgeld waren. Hinter vorgehaltener Hand machten Gerüchte von 5000.- DM und mehr die Runde. Ein Musiker aus dem Stabsmusikkorps floh über die Berliner Mauer, um den Wahrheitsgehalt zu prüfen. Da er nicht wieder kam, lässt sich vermuten, dass nicht alle Gerüchte Lügen waren. Wie wir später erfuhren, engagierte ihn das Kölner Sinfonieorchester als ersten Trompeter, was wohl für die gute musikalische Ausbildung der ostdeutschen Militärmusiker spricht! Aber zurück zum Thema.

In einem dieser edlen Geschäfte, deckte ich mich erst einmal mit neuen Klamotten ein, die auch alles andere als billig waren. Ich kaufte mir u.a. eine damals hochmoderne hellbeige Cordhose und ein weißes Hemd mit Stehkragen und dem roten Schriftzug „Monte Christo“. Zum einen wollte man beweisen, dass man nicht mehr zur Unterschicht gehörte, wie ich in meiner Kindheit, und zum anderen wollte ich vor meiner Nachtschwester glänzen.

Was Bücher anging, war Berlin ein wahres Eldorado für mich. Obwohl Fachbücher teuer waren, wurde ich schnell Stammgast in Bibliotheken, Büchereien und Antiquariaten. Während meine Mitbewohner zur Disco gingen, befasste ich mich mit der Geschichte aller möglichen Länder, Kriegsgeschichte und antiken Philosophen wie z.B. Aristoteles oder Platon und war über deren Klugheit und Weisheit immer wieder beeindruckt. Trotz der Tatsache, dass unsere Familie zur vergleichsweise armen Bevölkerungsschicht in der Deutschen Demokratischen Republik gehörte, waren unsere Eltern immer sehr auf unsere Bildung bedacht und taten alles, um uns eine gute Ausbildung oder ein Studium zu ermöglichen. Im Gegensatz zur Bundesrepublik, war dies in unserem sozialistischen Staat auch wirklich möglich. Denn bei uns ging es nur um das nötige Wissen und nicht um die Kohle der Erzeuger. Jeder, der die Fähigkeiten dazu mitbrachte, konnte ein Studium mit dem dazugehörigen Stipendium, das niemand später zurückzahlen musste, beginnen. Das einzige was bei uns zählte, war allein der Fleiß, denn sonst hätte ich, aufgrund unserer finanziellen Möglichkeiten, niemals Militärmusik studieren können.

Warum viele Leute gerade den Griechen Platon so in den Himmel heben, wie beispielsweise die Vertreter der Katholischen Kirche, wird mir allerdings immer ein Rätsel bleiben. Denn bei näherer Betrachtung entpuppt er sich als Moralapostel, der anscheinend selber keine Spur von Moral besaß. Liest man sich sein Machwerk „Der Staat“ einmal genau durch, kommt man nicht umhin festzustellen, dass seine Ausführungen über die Ausgrenzung von Alten und Kranken und deren Unterbringung in vor der Stadt abgeschirmten und unter Bewachung stehenden Lagern, die stark an die Konzentrationslager des NS – Staates erinnern, die Grundlagen der späteren Euthanasiegesetze der Nazis bilden.

Meine Kameraden hielten mein Interesse für Philosophie wohl für einen ziemlichen Spleen und Angeberei, denn sie konnten sich partout nicht vorstellen, dass jemand diesen, für sie, hochtrabenden und langweiligen Quatsch verstehen konnte. Auch die meisten Frauen, die ich damals traf, fanden meine Allgemeinbildung wohl eher abtörend. Während von Berlichingen eine geile Tussi nach der anderen flach legte, übersetzte ich mit wachsender Begeisterung wochenlang alte lateinische Schriften, wie z.B. „Der Gallische Krieg“ von Julius Caesar oder die „Germania“ von Tacitus, nur anhand eines verschlissenen Wörterbuches, das mir ein Kollege aus dem Orchester freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. So ging die Zeit meines Urlaubs dahin und die Sehnsucht nach Annabella wurde immer größer. Da hatte ich eine geniale Idee. Ich rief auf ihrer Station im VP – Krankenhaus an, erkundigte mich bei einer Kollegin nach ihrem Dienst und erfuhr, dass sie an diesem Tag Spätschicht hatte. Erwartungsfroh stand ich pünktlich abends um 21 Uhr an der Bushaltestelle der Scharnhorststrasse und fieberte dem Augenblick des Wiedersehens entgegen. Doch meine Traumfrau reagierte völlig anders, als ich es erwartet hatte und machte meine schönen Träume zu einem Albtraum. Auch Genies sind manchmal ziemlich dumme Leute! Sie war nicht erfreut mich zu sehen und wollte auch nicht, dass ich sie nach Hause brachte. Stattdessen gab sie mir einen Korb, obwohl ich gar nicht einkaufen wollte und ließ mich trotz meiner Jugend uralt aussehen. Meine Krankenschwester meinte erbost, dass sie solche aufdringlichen Typen wie mich nicht leiden könne und bereits einen festen Freund habe, bot mir aber an, dass wir Kumpels bleiben könnten. Aber wollte ich das? Wollte ich zusehen wie sie von einem anderen geliebt und geküsst wurde?

Nein, das konnte ich nicht! Allein die Vorstellung machte mich rasend vor Eifersucht!

Da ich bald begriffen hatte, dass ich nicht erwünscht war, schlich ich konsterniert und bedröppelt von dannen. Was für eine Scheiß – Situation! Ich war todtraurig und mir liefen die Tränen über die Wangen. Plötzlich wurde mir auf ziemlich unangenehme Art und Weise klar, was es wirklich bedeutet, Liebeskummer zu haben. Noch wochenlang versuchte ich sie „rein zufällig“ im Bus der Linie 9, die zum Krankenhaus führte, zu treffen. Doch der Zufall war, auch wie in meinen ganzen späteren Leben, nicht auf meiner Seite. Es war der erste harte psychische Schlag der mich getroffen hatte und den ich jahrelang nicht wirklich verarbeiten konnte. Denn Annabella blieb bis heute das, was sie von Anfang an für mich war. Meine absolute Traumfrau!

Nach 6 Wochen Pause, sollte ich den Dienst im Stabsmusikkorps wieder aufnehmen. Für mich ein absoluter Albtraum. So überlegte ich hin und her, wie ich diesem wieder enttrinnen könne. Doch ich hatte mich zu Beginn des Studiums zu 10 Jahren schriftlich dienst verpflichtet. Was also konnte ich tun? Die Schmerzen in meiner OP – Narbe waren inzwischen wieder erträglich geworden. Doch wussten das meine Vorgesetzten? Natürlich nicht! Und so beschloss ich den bedauernswerten und von grausamen Schmerzen geplagten Kranken weiter zu mimen. Mit der Zeit brachte ich es auf eine bühnenreife schauspielerische Leistung mit Auszeichnung. Diese bestand darin, dass mir meine Offiziere voll auf den Leim gingen, was für mich bedeutete, dass ich nur an den Orchesterproben und Auftritten, die im Sitzen stattfanden, teilnehmen brauchte. Von den gehassten Wachaufzügen und diplomatischen Empfängen, wo man sich nicht selten bei – 20°

Celsius drei Stunden und mehr den Arsch abfrieren konnte, war ich befreit.

Natürlich war nicht alles nur Mist. Es gab durchaus auch schöne Episoden. So erinnere ich mich beispielsweise noch gut an einen Auftritt auf der Pferderennbahn in Berlin - Karlshorst. Der absolute Favorit unter den DDR – Rennpferden hieß zu Beginn der achtziger Jahre Barrakuda, der im Hauptrennen auch prompt alle anderen weit hinter sich ließ. Unser Orchester spielte sozusagen zum Pausentee. Einem Mann, der beim Hauptrennen über 4000 Mark gewonnen hatte, gefiel unsere Musik so gut, dass er sämtlichen Musikern eine Lage nach der anderen spendierte, worauf wir nach und nach unheimlich lustig wurden und mit vollem Täräh und unheimlich falsch in unsere Instrumente bliesen.

Am nächsten Tag kam dann auch prompt der Anschiss von unserem Orchesterleiter Major Geiger. Den größten Anranzer bekam ich ab. Mein Vorgesetzter schrie mich an und fragte mich allen Ernstes, was ich denn für einen Mist gespielt hätte. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich mich nicht im Mindesten daran erinnern könne, falsch geblasen zu haben. Oder besser gesagt, aufgrund der Tatsache, dass ich Schnaps noch nie vertragen habe, war ich am Tage vorher dermaßen dicht, dass ich mich an gar nichts mehr erinnerte. Ich fand denn die Kritik auch ziemlich ungerecht, denn nach guten westdeutschen Gesetzen, wäre ich ja für eine Tat unter Alkoholeinfluss nur vermindert straf fähig gewesen, einem geisteskranken Gesetzgeber sei Dank. Aber diese Regeln galten für uns nun einmal nicht! Und so musste ich mich für etwas entschuldigen, an das ich mich überhaupt nicht erinnern konnte. Echt fies!

Eine zweite Episode, an die ich mich gern erinnere, war ein Treffen mit einem russischen Orchester, das ebenfalls in Berlin

– Karlshorst in einer Kaserne untergebracht war. Die russischen Soldaten, die im und außerhalb des Dienstes nicht wirklich viel zu Lachen hatten, waren ausnehmend freundlich und leutselig. Zum Mittag bewirteten sie uns mit einem russischen Nationalgericht, dessen Namen ich zwar vergessen habe, das aber unserem norddeutschen Labskaus nicht unähnlich war und ausgezeichnet schmeckte. Danach wurde „Sto Gramm“ gereicht, d.h. Wodka in großen Gläsern, von dem die russischen Soldaten, im Gegensatz zu mir, eine erstaunliche Menge vertrugen. Training ist eben die Mutter aller Kondition! Ich weiß nicht mehr in welcher Sprache wir uns verständigten, aber mir ist noch recht gut in Erinnerung, dass wir zum Abschluss gemeinsam russische und deutsche Volkslieder sangen.

Indes war ich ständig darum bemüht, meine schauspielerischen Qualitäten zu verbessern, was mir auch ausgezeichnet gelang, und so wurde ich im Jahre des Herrn 1984, nach einem halben Jahr Innendienst, vom Stabsarzt wieder zur Untersuchung ins VP – Krankenhaus geschickt. Bei der verordneten Kontrolle gab ich alles, was ich an Talent aufzubieten hatte und so beschloss man den verbliebenen rechten Hoden zu fixieren, denn etwas anderes als diese ständige, unkontrollierte Baumelei zwischen den Beinen konnte nach Meinung der Fachärzte für die ständigen Schmerzen nicht in Frage kommen. So kam es, dass ich nochmals operiert wurde. Natürlich hatte ich auch die Hoffnung bei dieser Gelegenheit meine Schwester Annabella wieder zu sehen. Doch zu meiner großen Enttäuschung kam es nur zu einem sehr kurzen Intermezzo, denn meine Traumfrau arbeitete inzwischen auf der dermatologischen Station. Als sie mich zufällig sah, fiel ihr vor Schreck die Kaffeetasse aus der Hand. War ich wirklich so ein Horror für sie? Es ergab sich nur ein kurzes, belangloses

Gespräch, nachdem ich frustriert zurückblieb. Doch es sollte noch schlimmer kommen!

Kurze Zeit später, brachte mir mein Zimmergenosse von Berlichingen, während eines Krankenbesuches einen Brief mit, in dem mir meine Mutter schrieb, dass mein Vater schwer an einem Hirntumor erkrankt sei. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und ich kann wirklich nicht sagen woher ich es wusste, doch eines war mir sofort klar: **Mein geliebter Vater würde sterben!**

Ich saß zusammengesunken und schockiert mit meinem Kollegen auf der Besucherbank und konnte die aufsteigenden Tränen kaum zurückhalten, während Annabella gerade, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, an mir vorbeiging. Wie sehr hätte ich jetzt ihren Trost gebraucht.

Nachdem ich eine Woche später entlassen wurde, die Operation war nicht halb so schwer gewesen wie die vorherige, bekam ich wieder 6 Wochen Genesungsurlaub und fuhr diesmal sofort nach Hause. So wie ich auch, waren meine Mutter und meine Geschwister von der ganzen Situation deprimiert und voller Angst um meinen Vater. Man hatte ihn inzwischen von Bergen in die Uniklinik nach Greifswald verlegt. Zuvor war er, nach einer langen und für ihn überaus beschwerlichen Fahrt nach Berlin, die ihm die letzten körperlichen Kräfte geraubt hatte, in der dortigen Charité' geröntgt worden, wo die Fachärzte festgestellt hatten, dass der Tumor von außen nach innen gewachsen war und bereits gestreut und die inneren Organe befallen hatte. Trotz der Aussichtslosigkeit der Situation, rieten ihm die Mediziner zur Operation.

Kurz zuvor hatte ich ihn mit meiner Mutter in Greifswald besucht und war von seinem schlechten Aussehen erschüttert. Man hatte ihm den Schädel kahl rasiert und ich erkannte ihn kaum wieder. Der Tumor hatte bereits das Sprachzentrum in

Mitleidenschaft gezogen, womit eine normale Verständigung kaum noch möglich war. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich meinem Vater davon erzählte, dass ich vorhätte, die Armee zu verlassen und an der Humboldt – Uni Geschichte und Philosophie zu studieren. Aber ich hatte den Eindruck, dass er alles andere als begeistert davon war. Für ihn war der Beruf des Militärmusikers immer ein krisenfester Job mit Zukunft gewesen. Für mich war er das schon lange nicht mehr! Aber ich glaube, mein Vater konnte dies nicht mehr begreifen! Nach der eigentlich unnützen Operation, die nichts mehr half, aber die Schmerzen meines Vaters ins unendliche steigerte, wurde er nach Bergen zurück verlegt. Zum Sterben! Er wusste dies und weinte bitterlich in den Armen meiner Schwester.

Bei meinen letzten Besuchen merkte ich immer, dass er mir unbedingt noch etwas sagen wollte, doch es war ihm nicht mehr möglich sich zu artikulieren, was ihn unheimlich wütend machte.

Ich kann mich noch sehr gut an den Tag erinnern, an dem ich meinen Vater zum letzten Mal sah. Er hatte angedeutet, dass ich und mein Bruder ihm helfen sollten sich im Bett aufzurichten. Der alte, grauhaarige Mann, der da hilflos und wie ein Achtzigjähriger wirkend, mit schmerzverzerrtem Gesicht vor uns lag und doch erst 56 war, erinnerte kaum noch an den humorvollen und kräftigen Menschen, der mein Vater einst gewesen war. Er war abgemagert, konnte nicht mehr sprechen und sein linker Arm war gelähmt. Was ich nicht wusste, war die Tatsache, dass ein gelähmter Arm immer noch Schmerzen verursachen kann und war wohl deshalb beim hoch heben nicht vorsichtig genug, so dass mein Vater laut aufschrie und mich wütend von sich stieß. Ich kann mir diese Unvorsichtigkeit bis heute nicht verzeihen. So war wohl der letzte Eindruck, den er von mir hatte, der denkbar schlechteste.

Beim Abschied wusste ich, dass ich ihn niemals wieder sehen würde, doch mein geliebter Vater würdigte mich keines Blickes mehr und in mir blieb ein sehr ungutes Gefühl zurück, das ich für den Rest meines Lebens nicht mehr verlieren sollte. So kam ich Jahre später, aus gutem Grund, zu der Frage: Hat er mir jemals verziehen?

Während des 6 – wöchigen Aufenthaltes auf Rügen, hatte ich mich noch beim Marinemusikkorps in Dranske, einem kleinen Standort an der Ostsee, beim dortigen Orchesterleiter vorzustellen. Es ging um meine Versetzung in dieses nicht gerade als sonderlich qualitativ hochwertig bekannte Orchester. Zwecks Vorspiels hatte ich mein Tenorhorn mitgebracht. Doch meine musikalischen Talente interessierten meinen Vorgesetzten nicht die Bohne. Das einzige, was für ihn von Belang war, war mein Gesundheitszustand und meine zukünftige Einsatzbereitschaft. Ich witterte meine große Chance und beschrieb ihm in den schillerndsten Farben meine vielfältigen Gebrechen. Das letzte, was ich wollte, war am Ende der Welt zu versauern. Am Ende des kurzen, aber intensiven Gespräches, machte mir der Offizier klar, dass er an meiner Versetzung in sein „Starensemble“ nicht interessiert sei und stattdessen Major Geiger eine Entlassung meiner Person aus der NVA, aus gesundheitlichen Gründen, empfehlen würde. Ich war von diesem Angebot derartig vor den Kopf getroffen, dass ich innerlich laut jubelte und mich „todtraurig“ verabschiedete.

Von meinen Gefühlen hin und her gerissen, kehrte ich in die Hauptstadt zurück. X – Mal versuchte ich bei meinen Vorgesetzten einen Heimaturlaub einzureichen, um meinen Vater noch einmal besuchen zu können. Doch er wurde jedes Mal mit dem Argument verweigert, es werde schon nicht so schlimm werden. Ich wusste es besser!

Eines Abends, an dem ich früh zu Bett gegangen war, wurde ich plötzlich gegen 22 Uhr wach und stand auf. Von Berlichingen fragte, was los sei und ich antwortete: „Ich glaube, mein Vater ist gerade gestorben!“ Wie sich kurze Zeit später herausstellte, hatte ich damit völlig Recht. Er war am 23.6. 1984 um 22 Uhr für immer von uns gegangen. War es ein letzter Gruß von ihm?

Obwohl ich innerlich darauf vorbereitet war, traf mich die Nachricht vom Tode meines Vaters am nächsten Tage wie ein Keulenschlag. Meine Mutter hatte sofort nach seinem Ableben ein Telegramm an meine Dienststelle geschickt. Dennoch traf ich erst am Abend vor der Beerdigung zu Hause ein.

Ich weiß nicht woran es gelegen haben mochte, aber ich vergoss während der gesamten traurigen Feierlichkeiten nicht eine Träne. Natürlich habe ich meinen Vater sehr geliebt, aber einerseits war ich durch die ständigen Beerdigungen, an denen ich als Militärmusiker während meiner aktiven Dienstzeit fast jede Woche teilnehmen musste, wohl irgendwie abgestumpft. Andererseits wurde ich die ganze Zeit das Gefühl nicht los, es liefe nur ein schlechter Film vor mir ab, dem ich nur als teilnahmsloser Zuschauer folgte. Irgendwie konnte ich mir nicht vorstellen, dass es mein eigener Vater sein sollte, der in diesem Sarg lag und jetzt von seinen Verwandten und ehemaligen Kollegen zu Grabe getragen wurde. Ich weiß nicht ob es ein Leben nach dem Tod wirklich gibt und ob man sozusagen als Geist seiner eigenen Beerdigung folgen kann. Aber ich habe seitdem nie den Eindruck verloren, dass es einiges gegeben haben muss, was mein Vater mir nie verziehen hat. Oder war es nur mein schlechtes Gewissen, das mich mein Leben lang peinigte?!

Währenddessen spielte ich im Strafmusikkorps die Rolle des „eingebildeten Kranken“ weiter, bis eines unschönen Tages

unser Orchesterleiter Major Geiger den Aufenthaltsraum betrat, unser Pokerspiel unwirsch beendete und mich ordentlich zusammenfaltete. Was ich mir denn einbilden würde und warum ich noch nicht umgezogen wäre und alles in allem wäre ich sowieso nur ein ganz gerissener Simulant! Woher wusste er das nach nur eineinhalb Jahren nur so schnell? Und warum kam ich mir plötzlich vor, wie ein japanisches Origami? Zudem wusste ich partout nicht, warum sich mein Orchesterleiter plötzlich so ereiferte? Ich hatte die ganze Zeit über doch überhaupt nichts getan. Jetzt so zu tun, als wenn ich aus den Latschen kippe, wäre wohl etwas übertrieben gewesen. Ich glaube in diesem Moment hätte er mir nicht einmal einen echten Herzinfarkt abgenommen. Geiger befahl mir, sofort meine Paradeuniform anzuziehen und am Wachaufzug teilzunehmen. Von da ab durfte ich das Los meiner zweieiigen Kameraden wieder teilen und mir während der vielen schönen Beerdigungen, Wachaufzüge und diplomatischen Empfängen, die durchaus nicht immer glatt verliefen, wieder die Beine in den damals noch nicht vorhandenen Bauch stehen. So standen wir z.B. einmal geschlagene 3 Stunden bei -22° Celsius auf der windigen Startbahn des Flughafens Berlin – Schönefeld, um eine südjemenitische Delegation, deren Regierung nach einem Militärputsch gerade wieder einmal gewechselt hatte, in Empfang zu nehmen und froren uns außer den Fingern, auch noch andere wichtige Körperteile ab. Nach dem Eintreffen des Fliegers schritt deren Außenminister zusammen mit dem damaligen Außenminister der DDR Hermann Axen die Front ab, während das Stabsmusikkorps die Hymne des Gastlandes intonierte, was natürlich voll in die Hose ging, da die Ventile der meisten Instrumente bei dieser Kälte eingefroren waren. Während wir also aus voller Raucherlunge bliesen, drehte der sichtlich verärgerte südjemenitische Minister sich plötzlich auf

seinem Absatz herum und eilte wieder Richtung Maschine. Das „kleine, dicke Axen“ ihm immer hinterher, was bei seinen kurzen Beinen nicht so einfach war. Wild gestikulierend versuchte er seinen hochrangigen Gast von dessen überstürzter Abreise abzuhalten. Was war passiert?

Natürlich wurden solche wichtigen Anlässe von der Führung der DDR und der NVA minutiös geplant und Tagelang geprobt, damit nichts schief ging. Das Dumme bei dieser Sache war nur, dass niemand unseren Orchesterleiter über den Regierungswechsel im Jemen rechtzeitig informiert hatte. Und so spielten wir statt der neuen, die Hymne der alten Machthaber, was den jetzigen Regierungsinhabern natürlich sauer aufstoßen musste. Unser Außenminister konnte die Situation nach langer Diskussion doch noch entschärfen. Im DDR – Fernsehen wurde diese peinliche Szene natürlich raus geschnitten. Was für ein Fau pax!

Apropos Fernsehen. Als Militärmusiker war man ja oft in den Medien vertreten. So z.B. in der beliebten Fernsehreihe „Von Polka bis Parademarsch“. So ist mir auch ein Auftritt zur feierlichen Übergabe der 100 000. sanierten Wohnung für kinderreiche Ehepaare im Gedächtnis haften geblieben. Stargast war Staats – und Regierungschef Erich Honecker. Das anschließende Volksfest begleitete unser Orchester mit stimmungsvoller Musik, während ich im Fernsehen von meinen Verwandten in Großaufnahme zu bewundern war. Zumindest einen Teil dieses Berufes habe ich wirklich geliebt! Ehrlich gesagt, manchmal fehlt es mir heute im Mittelpunkt zu stehen.

Indes war die Führung des Stabsmusikkorps Berlin, wegen meiner Wenigkeit, arg in Bedrängnis geraten. Hier bleiben konnte ich nicht mehr, da mein Aufenthalt nur für ein Jahr geplant gewesen war, mein Nachfolger schon in den

Startlöchern stand und der Leiter des Marinemusikkorps Dranske es vehement ablehnte, mich zu übernehmen. Wahrscheinlich konnte er mit meinem unverkennbaren „musikalischen Genie“ nichts anfangen.

So kam es, dass ein Offizier aus dem Stab, von mir eine Stellungnahme über meinen „arg bedenklichen Gesundheitszustand“ forderte, den ich ihm auch bereitwillig präsentierte. Ich bot mein ganzes schriftstellerisches Talent auf und schilderte ihm in herzerreißender Manier auf über 10 Seiten meine vielen schlimmen Gebrechen und Wehwehchen. Mit 20 Jahren mit Sicherheit auch altersbedingt. Ich meine, selbst ein Huhn ist nichts ohne sein Ei und die Armee war nun mal leider kein Harem für halbe Eunuchen! Ich muss so überzeugend gewesen sein, dass der Erfolg auf dem Fuße folgte. Meine Entlassung aus gesundheitlichen Gründen war beschlossene Sache. Geiger bot mir zwar noch an, mich ins Musikkorps nach Kamenz zu versetzen, aber erstens kennt diesen Ort noch nicht einmal mein Computer und zweitens hatte ich andere Pläne. Ich wollte möglichst hoch hinaus und aus meinem Leben noch etwas Sinnvolles machen und das hieß für mich griechisch - römische Geschichte oder Archäologie an der Humboldt – Universität in Ost – Berlin zu studieren. Doch so einfach war das nicht! Zum einen hatte man uns an der Militärmusikschule das schöne Märchen aufgetischt, jede Universität würde unsere Fachschulabschlüsse als Abitur anerkennen und uns mit Handkuss nehmen. In Wahrheit eines ziemlich trauriges Märchen, wenn auch nicht von Hans Christian Andersen. Zum anderen fehlten mir die nötigen Connections. Der Rektor der Humboldt – Uni dachte nicht im Traum daran, meinen Fachschulabschluss als Abi anzuerkennen, weil darauf sämtliche naturwissenschaftlichen Fächer fehlten und die nötigen Beziehungen hatte ich, trotz der

Unterstützung durch die NVA und besonders des Hauptfeldwebels des Stabsmusikkorps, auch nicht, zumal die Studienfächer Geschichte und Archäologie außerordentlich begehrt waren. Auf einen Studienplatz kamen mindestens zwölf Bewerber. Stattdessen bot man mir an, auch ohne das notwendige Abitur, „Geschichte der DDR“ an der Uni zu studieren. Aber wer wollte das schon? Ich zumindest nicht! Denn dieses Fach beinhaltete nichts weiter, als die todlangweilige Geschichte von zermürenden Parteitag, auf denen jeder Redner dasselbe von angeblich übererfüllten Plänen erzählte, viele Betriebe mussten nach der Wende wegen Übererfüllung geschlossen werden, und sich der Einfachheit halber seinem Vorredner anschloss. Diese Parteitage waren übrigens auch der Grund, warum in der Deutschen Demokratischen Republik so wenige Schlaftabletten verordnet werden mussten.

An ein Studium war also vorerst nicht zu denken und mein schönes Illusionsgebäude schon zu Beginn meines „neuen Lebens“ eingestürzt. So entschloss ich mich denn, in den „Staatlichen Museen zu Berlin“ als Aufsicht in einer Jugendgruppe anzufangen und nebenbei mein Abi nachzuholen.

Der letzte Tag im „Strafmusikkorps“ Berlin verlief kurz und schmerzlos. Während meiner gesamten Armeezeit war ich nicht einmal zu spät gekommen. Ausgerechnet am Tag meiner Verabschiedung verschief ich aufgrund der vor abendlichen, fröhlichen Zecherei und kam zusammen mit von Berlichingen zwei Stunden zu spät. Wohl eine Ironie des Schicksals, die jedoch keine Konsequenzen mehr nach sich zog.

Da ich noch nie ein Freund großer Worte war, bedankte ich mich in einer sehr knapp bemessenen Rede bei allen, die mir während meiner Zeit im Orchester und bei der Arbeitssuche

geholfen hatten, wobei ich besonders unseren Hauptfeldwebel hervorhob, gab meine Uniform ab, die ich trotz allem irgendwie geliebt hatte, und machte mich auf zu einer Reise in die Antike.

XI. Kapitel

Zeitreise in die Antike

Nach einem mehrwöchigen Urlaub, den ich wahrscheinlich auf der Insel Rügen verbrachte, nahm ich Ende 1984 meine Arbeit in den Staatlichen Museen zu Berlin auf der Bodeinsel im Stadtzentrum auf. Die Museumsinsel bestand neben dem berühmten Pergamonmuseum, auch aus dem Bodemuseum mit ägyptischer Kunst, der Nationalgalerie, dem Alten Museum und dem Neuen Museum, das zu meinen Zeiten nur noch eine Ruine war. Inzwischen ist es, wie auch alle übrigen Museen, wieder restauriert und begehbar. Unsere Jugendgruppe war für die Beaufsichtigung der Antikensammlung des berühmten Pergamonmuseums zuständig, die auch Führungen am Pergamonaltar beinhaltete.

An meinem ersten Tag, war ich von den vielen neuen Eindrücken, die ich von den zahlreichen antiken Ausstellungsstücken gewann, wie erschlagen. Der große Pergamonaltar, in dessen Inneren sich der Telephosfries befindet, das Markttor von Milet, die gewaltigen Säulen von Baalbek und eine Unmenge von Porträtbüsten und griechisch – römischen Skulpturen. All das war für mich unheimlich beeindruckend.

Pergamon bzw. Pergamos war eine antike Stadt in Mysien, im nordwestlichen Kleinasien und Hauptstadt des 283/82 v. Chr. von Philetairos gegründeten Pergamenischen Reiches und gehörte zu den Diadochenstaaten, die die Erben und Nachfolger Alexander des Großen, nach seinem frühen Tode, unter sich aufgeteilt hatten.

Pergamon, das zur späteren römischen Provinz Asia gehörte, lag auf einem 310 m hohen Burgberg, an dessen Fuß das heutige Bergama liegt. Kulturelle und wirtschaftliche Blüte

erreichte die antike Stadt unter Eumenes II. (197-153 v. Chr.), der auch die Burg unter seiner Herrschaft erweitern ließ. Die Burg selbst, war Teil einer größeren, in mehreren Terrassen ansteigenden Anlage, die neben der Unterstadt, auch die Mittelstadt mit Gymnasion, Heiligtümer der Hera Basilea (Königin Hera) und der Demeter, sowie die Oberstadt mit dem schon damals berühmten Pergamonaltar in sich vereinigte. Der große Altar war aus Anlass der Siege Attalos I. über seine Feinde um 180 v. Chr. erbaut und den Göttern Zeus und Athene geweiht. Das fast quadratische, monumentale Bauwerk zeigt in einem den gesamten Sockel umlaufenden Fries, in beeindruckender Weise, den Kampf der olympischen Götter gegen die Giganten. Laut der griechischen Mythologie, war Gaia (die Erde) sehr erbost, dass Zeus, der Vater der olympischen Götter, nach dem Kampf gegen die Titanen, dem ersten Göttergeschlecht, ihre Kinder so grausam behandelt hatte. Da sie sich von den Göttern nicht genügend geachtet fühlte, brachte sie die Giganten, schreckliche Ungeheuer mit Schlangen an Stelle von Haaren und Drachenschwänzen als Beinen, zur Welt, um sich zu rächen. Die Giganten waren nicht nur entsetzlich anzuschauen, sondern galten auch als unbesiegbar. Gleich nach ihrer Geburt stürmten sie mit brennenden Fackeln, Felsbrocken und ausgerissenen Bäumen gegen den Olymp. Die Berge erzitterten und Sterne und Meer hatten sich in einen Abgrund verwandelt. So blieb dem neuen Göttergeschlecht unter der Führung des Blitze schleudernden Zeus, nichts anders übrig, als einen neuen Feldzug zu beginnen. An seiner Seite, kämpften Poseidon, Apollo, Hephaistos und die Moiren, Dionysos und sein Gefolge und viele andere. Mit Hilfe der großen Heldin des Kampfes, Athene, die in voller Rüstung aus dem Haupt ihres Vaters Zeus gesprungen sein soll, hielten die Gefährten jeder Prüfung stand.

Lange wogte das Schlachtenglück hin und her und der Kampf hätte wohl niemals geendet, wenn sich nicht ein Sterblicher auf die Seite der olympischen Götter gestellt hätte. Dieser war niemand anderes, als der griechische Held Herakles, der nun zusammen mit den Göttern die Giganten einen nach dem anderen niedermachte. Und so erfüllte sich das Orakel der Moiren (Schicksalsgöttinnen), nach dem Zeus und seine Anhänger nur dann den Sieg davon tragen könnten, wenn sich ein Sterblicher an ihrer Seite kämpfte. Diese Szene stellt den Hauptteil des Pergamonfrieses dar. Auf ihm sind neben den olympischen Göttern und Giganten auch Titanen mit abgebildet, das erste Göttergeschlecht, wie z.B. die auf einem Löwen reitende Rhea, Gattin des alten Göttervaters Kronos (die Zeit). Allerdings geht hieraus für mich nicht ganz klar hervor, auf welcher Seite die Titanen in dieser Schlacht kämpften.

Steigt man die Steilen Treppen zum Altar empor, so findet man in seinem Inneren einen kleinen Fries, der die Geschichte des lokalen Sagenhelden Telephos darstellt, der einst im Kampf von Achilles verwundet wurde und laut einer Prophezeiung, nur durch die Speerspitze, die ihn verletzt hatte, wieder geheilt werden konnte.

Als ich noch im Museum arbeitete, fragten mich viele, besonders ausländische Gäste, ob der Pergamonaltar nicht rechtmäßig den Türken gehöre, die ja nach wie vor Anspruch auf dieses griechische Kunstwerk erheben? Doch fairer Weise muss man dazu feststellen, dass, als Carl Humann 1865 die Überreste des Altars entdeckte, zum einen türkische Arbeiter dabei waren die wertvollen antiken Skulpturen zu Gips zu zermahlen und es nur diesem deutschen Archäologen und seinen Mitarbeitern zu verdanken ist, dass der Pergamonaltar heute noch existiert. Und zum anderen waren die

Ausgrabungsstücke ein Geschenk des damaligen türkischen Sultans an den deutschen Kaiser, womit sich die Eigentumsfrage, meiner Ansicht nach, auch gar nicht mehr stellt. Des Weiteren darf man auch nicht vergessen, dass unsere Wissenschaftler über dreißig Jahre benötigten, um das antike Puzzle in mühevoller Arbeit wieder zusammenzusetzen. Somit kann man wohl ganz klar festhalten; wäre der heute weltberühmte Altar auf türkischem Gebiet verblieben, würde er heute nicht mehr existieren! An dieser Tatsache ist nun mal nicht zu rütteln!

Zuerst machte mir die neue Arbeit viel Spaß. Ein Arbeitskollege aus dem Orchester hatte mir über einen Bekannten in Oberschöneweide eine Einraumwohnung in einem Hinterhaus vermittelt. Sie war ziemlich spartanisch eingerichtet, wenn auch nicht wirklich griechisch, hatte aber zumindest einen alten Fernseher und einen Balkon, der baufällig war und nach Möglichkeit nicht betreten werden sollte. Mit 50.- Mark im Monat war sie für einen Single noch erschwinglich. Das Haus und seine Bewohner waren mir von Anfang an irgendwie unheimlich und bis zum Museum brauchte ich, S – Bahn und Straßenbahn zusammen gerechnet, mindestens eineinhalb Stunden.

Die neue Arbeit als Aufsicht in der Antikensammlung war anfangs sehr interessant, weil ich mich schon mein ganzes Leben lang für klassische Geschichte begeistert hatte, aber auch eine sehr große Umstellung für mich. Zum einen, verdiente ich jetzt als Aufsicht statt 950.- nur noch 450 Mark, was selbst für DDR – Verhältnisse verdammt wenig war und zum anderen, musste ich mich nach 5 Jahren Armeezeit an die Zusammenarbeit mit Frauen erst wieder gewöhnen, denn die Jugendgruppe war zum überwiegenden Teil eine Domäne des weiblichen Geschlechts und ich war bemüht, zu allen ein gutes

Verhältnis aufzubauen, was sich zunehmend schwieriger gestaltet, als ich es mir anfangs vorgestellt hatte. Die Leiterin unserer Gruppe war Kerstin Hagebusch, zu der ich auch später noch ein gutes Verhältnis hatte. Sehr sympathisch und hübsch fand ich Kristin, die Mutter zweier Kinder war und deshalb von den anderen oft angefeindet wurde, weil sie ihre Arbeitszeit natürlich nach ihren Sprösslingen ausrichten musste. Später war sie einmal sehr erbost, weil sie der Ansicht war, ich hätte sie auf der Straße nicht begrüßt. Aber ich kann auch heute noch bei allem was mir heilig ist oder auch nicht, beschwören, dass ich nie in dem Stadtteil gewesen bin, in dem meine Kollegin mich getroffen haben wollte. Wahrscheinlich handelte es sich wieder einmal um einen meiner vielen Doppelgänger, von denen es wohl hunderte geben muss. Merkwürdigerweise habe ich in jeder Stadt mindestens einen von diesen fragwürdigen, hässlichen Exemplaren und langsam frage ich mich ernsthaft, ob es in den sechziger Jahren auf DDR – Territorium schon Genversuche gegeben hat, denn manche sind mir so ähnlich, als wären sie ein 1 : 1 – Klon von mir. Leider glaubte mir Kristin damals kein Wort, was mich wirklich traurig machte.

Am besten von allen jedoch gefiel mir die kleine Hanka, eine 19 – jährige junge Frau mit einem ganz süßen Gesicht und ein bisschen Babyspeck an den richtigen Stellen, kurz ein Mädchen zum verlieben. Anfangs verstanden wir uns auch sehr gut und verbrachten manchmal die Freizeit miteinander. So belegten wir z.B. ein oder zwei Semester eines kunstgeschichtlichen Kurses an der Humboldt – Uni, in dem es um römische Porträts ging. Diese Uni – Besuche waren praktisch ein Privileg, das von den Leitern der Antikensammlung gefördert und für die man extra vom Dienst befreit wurde. Sie sollten natürlich auch dazu dienen, die Kenntnisse über griechisch – römische Kunst zu vertiefen, um

sie bei den Führungen anwenden zu können. Zu diesem Zweck wurde uns auch gestattet die Bibliothek und das Archiv der Antikensammlung des Pergamonmuseums nach Informationen zu durchforsten, die Außenstehenden nicht so ohne weiteres zugänglich waren. Natürlich durften wir als Angestellte der Staatlichen Museen zu Berlin alle Sonderausstellungen sämtlicher zum Verbund gehörenden Museen kostenlos besuchen. So ist mir z.B. die Ausstellung über die berühmten chinesischen Tonkrieger besonders im Gedächtnis haften geblieben. Fränzchen, eine wunderschöne, rassige Frau Anfang vierzig und Köppchen, eine ältere sehr sympathische Dame, die immer für uns junge Leute etwas übrig hatte, bei ihr aß ich mein erstes „Hanuta“, ließen netterweise meine Mutter zur Hintertür ins Antiquarium. Das ersparte ihr 3 Stunden Wartezeit. Denn der Besucherandrang war ungewöhnlich hoch. Ich kann mich noch erinnern, dass ich zu Anfang meiner Museumsarbeit etwas enttäuscht war hier keine Fische zu finden. Aber es war ja kein Aquarium, sondern ein Antiquarium, also ein Räumlichkeit in dem antike Kunst ausgestellt war. Eines schönen Tages beschloss ich mit einer Freundin, eine Ausstellung im Alten Museum zu besuchen. Es ging um moderne Kunst.

Zum Auftakt der gut besuchten Ausstellung, hielten die Veranstalter und Künstler kurze Reden. Von deren Inhalt verstand ich ehrlich gesagt nur die Hälfte und blickte stattdessen mit triefenden Zähnen immer wieder verstohlen zum Büfett, das nach einer Stunde, zur Freude aller Besucher, endlich freigegeben wurde. Wieder einmal das Abendbrot gespart, dachte ich, und nippte an meinem Champagner, während ich massenweise Hummer, Kaviar und Geflügel – Champignon – Salat in mich hineinstopfte.

Nachdem wir ausgiebig geschlemmt hatten, begannen wir

unsere Entdeckungsreise in die Welt der angewandten Künste. Als wir den ersten Raum betraten, rümpfte ich meine Nase. An der Wand hingen große Gemälde, die größtenteils in einem satten Braunton gehalten waren und etwas für mich undefinierbares darstellten. „Riechst du das auch?“ fragte ich. „Das stinkt ja, als hätte jemand in die Ecke geschissen.“ „Sie haben schon den richtigen Riecher“, antwortete eine junge Dame, die neben uns stand. „Der Künstler hat diese Werke aus seinen eigenen Exkrementen geschaffen. Finden sie das nicht auch hochinteressant?“ „In der Tat, in der Tat“ murmelte ich und hatte große Mühe, gegen die aufsteigende Übelkeit anzukämpfen. Angewidert stellte ich mir vor, wie der Meister den Kot mit seinen Händen auf der Leinwand verteilte und sich den Schweiß von der Stirn wischte. Wahrscheinlich benutzte er als Verdünnung für seine eigenwillige Farbkreation Urin. „Was glauben Sie, will uns der Meister mit seinen Bildern sagen?“ erkundigte sich meine Angebetete bei der jungen Frau, die echten Sachverstand zu besitzen schien. „Das ist doch wirklich nicht schwer“, versetzte diese. „Der Künstler findet die ganze Welt einfach Scheiße. Das kommt doch hier ganz klar zum Ausdruck!“ Ich bat meine Freundin doch endlich weiterzugehen. Die Marke des Meisters war einfach eine Zumutung für meine empfindliche Nase und das exzellente Abendessen hätte ich doch gern im Magen behalten. „Unsereiner muss für seine Rente hart arbeiten!“ fluchte ich. „Und dieser Knallkopf verdient mit dieser Schweinerei auch noch Geld! Aber der Teufel schießt sowieso immer auf den größten Haufen!“ „Sei bitte still“, ermahnte mich meine Freundin. „Du musst ja wohl nicht jedem zeigen, dass du ein Kunstbanause bist.“ Beleidigt beschloss ich meinen Mund zu halten und schlenderte zu den nächsten Ausstellungsobjekten. Als wir den zweiten Saal betraten, fiel mein Kennerblick sofort

auf vier 2 x 2 Meter große Bilder, auf denen nichts weiter zu sehen war, als weiße Farbe. In der anderen Ecke des Raumes, war eine Putzfrau damit beschäftigt, von einer Holzplatte Unreinheiten zu beseitigen. Doch ich konzentrierte mich erst einmal auf die Gemälde und versuchte deren Namen zu ergründen. „Ohne Titel“ las ich meiner Traumfrau vor. Ehrlich gesagt, mir wäre dazu auch nicht viel eingefallen. „Kannst du mir erklären, was das hier darstellen soll?“ fragte ich sie. „Dir fehlt wie immer die Phantasie mein Schatz. Wie du leicht erkennen kannst, besticht dieses Ensemble durch seine Einfachheit und Geradlinigkeit.“ Da hast du vollkommen recht“, pflichtete ich ihr bei. „Man könnte es geradezu primitiv nennen.“ Mein Sonnenschein überhörte geflissentlich die Ironie in meiner Stimme und fuhr fort: „Ich könnte mir gut vorstellen, dass der Künstler Winterlandschaften darstellen wollte und die vier unterschiedlichen Pinselführungen, sind die verschiedenen Windrichtungen.“ „Du meinst so wie im Winter 1978/79, als alles dermaßen zugeweht war, dass man nichts mehr erkennen konnte. Das ist wirklich ein schöner Schnee!“, nickte ich anerkennend.

Als ich eben mit meiner Kunstkritik fortfahren wollte, erhob sich ein ohrenbetäubendes Gebrüll. Wie von der Tarantel gestochen, stürzte ein junger Mann auf die verdatterte Putzfrau zu und schüttelte sie kräftig durch, bis ihr die Gesichtszüge entglitten. „Du blöde Schlampe!“, fauchte er sie an. „Du hast soeben mein Kunstwerk zerstört!“ „Sie müssen sich irren mein Herr“, stotterte die Ärmste. „Ich habe doch nur ranzige Butter von diesem Brett hier weggewischt. Das fing ja schon an zu stinken.“ „Dämlich Kuh, das war doch mein Kunstwerk. Das ist praktisch unersetzbar.“ „Nun mach dir mal keinen Kopf, mein Junge“, erwiderte die gutmütige Frau und streichelte sanft sein Haar. „Hier hast du zehn Mark. Davon kannst du im Laden

ein paar Pfund Butter kaufen oder lieber Margarine, die ist billiger und ein neues Kunstwerk schaffen.“ Der Künstler starrte sie sprachlos an. Fassungslos setzte er sich in eine Ecke und weinte bitterlich. Fast konnte er einem Leid tun. Aber wie heißt es doch so schön: „Der Esel nennt sich selbst zuerst und der Idiot denkt an sich selbst zuletzt!“ Was gingen mich die Probleme dieses Mannes an. Ich hatte wirklich keine Lust, mich von seinen depressiven Verstimmungen mit runterreißen zu lassen und setzte meinen Rundgang fort.

Mein Blick fiel auf eine Gipstafel, die mit unterschiedlich großen Büstenhaltern bespannt und anschließend mit Teer übergestrichen worden war. Hier brauchte ich den Aufseher nach dem Sinn des Ganzen nicht zu fragen. Ich konnte mir selber zusammenreimen, dass der Künstler aus der Not eine Tugend gemacht hatte. Wahrscheinlich hatte sein Traumweib mehrere Schönheitsoperationen hinter sich und konnte die zu klein geworden BH nicht mehr gebrauchen. „Man hat die ein paar Möpfe“, schwärmte ich und stellte mir den prallen Inhalt vor. „Sitzt bei euch Männern der Verstand eigentlich nur in der Hose?“, schimpfte meine Freundin erbost. „Besser in der Hose, als gar keinen Verstand“, konterte ich und zwinkerte ihr zu. „Du bist wirklich unmöglich“, keifte mein Sonnenschein und rauschte davon.

In einem weiteren Saal, waren irgendwelche Kratzbilder ausgestellt, die keine festen Formen erkennen ließen. Eine kleine Gruppe von Experten stand um die Gemälde herum und diskutierte angeregt über das Anliegen des Meisters. „Die verschiedenen Richtungen der Striche, sprechen auf jeden Fall von einer regen Geistestätigkeit und Intelligenz des Künstlers“, meinte ein Professor. „Und die Blau – und Gelbfarben von seiner großen Sensibilität“, setzte ein anderer hinzu. Der rot – schwarze Grundton hingegen von seinem Anliegen mit seinen

Werken die bestehende Gesellschaft nachhaltig zu ändern. Diese Bilder sind wirklich eine Bereicherung unserer Kunstlandschaft, vielleicht noch am ehesten vergleichbar mit Picasso!“ „Gefallen Ihnen die Bilder meines Hundes?“ fragte ein verlauster Penner, der sich unbemerkt hinzugesellt hatte. „Ihres Hundes?“ fragte einer der Professoren sichtlich verwirrt. „Ja mein kleiner Vierbeiner hat die Kunstwerke geschaffen. Ist das nicht genial?“ Mit versteinerten Mienen drehte sich die illustre Gesellschaft auf dem Absatz herum und schritt hoch erhobenen Hauptes von dannen, ohne den Penner eines weiteren Wortes zu würdigen. Dieser tippte sich an die Stirn und meinte: „Ideen muss der Mensch haben. Jetzt werde ich wohl Flocki in Picasso umbenennen müssen!“, und grinste den Kunstsachverständigen spöttisch hinterher.

Den Höhepunkt des Abends bildete die Auszeichnung einer jungen Nachwuchskünstlerin, die für ihre Zeichnung auf dem Kopf stehender Strichmännchen geehrt wurde. „Ob sie das Bild ihrem Kleinkind geklaut?“, raunte ich leise. „Halt die Klappe!“, zischte es zurück. „Du blamierst ja die Innung!“ Im Anschluss an ihre Laudatio auf sich selbst, erkundigte sich die junge Frau, ob noch jemand Fragen hätte. Ich meldete mich spontan und wollte wissen, was sie sich bei der Schaffung des Werkes gedacht habe? „Wenn ich meine Bilder erklären könnte, wäre es keine Kunst mehr!“, antwortete sie sichtlich pikiert. „Ich verstehe!“, dankte ich ihr und verstand gar nichts mehr.

Nebenbei bekam ich mit, wie sich zwei auf getakelte Dämchen unterhielten. „Sagen Sie Frau von Wertheim, haben Sie etwas von dieser Ausstellung begriffen?“, fragte die eine. „Nicht die Bohne, liebe Frau von Ingelsburg, nicht die Bohne. Aber das darf man ja in unseren Kreisen nicht laut sagen, sonst wird man für dämlich gehalten.“ „Wie wahr, nur zu wahr meine Beste“,

entgegnete die andere.

Als wir das Museum Gott sei dank wieder verließen, hatte ich zumindest eines begriffen. **Kunst kommt nicht mehr von Können, sondern von Wollen!**

Indes gestaltete sich die Arbeit als Aufsicht als zunehmend schwieriger. Zum einen verrichtete man die Arbeit eigentlich den ganzen Tag über nur in einem Ausstellungsraum, was dann auch schnell öde und langweilig wurde. Auf die Führungen am Pergamonaltar hatte ich mich zwar gründlich vorbereitet und den Text in meinem Kopf gespeichert, aber aus irgendeinem Grunde traute ich mir diese Aufgabe nie zu, so dass ich natürlich auch über kein Nebeneinkommen verfügte. Zum anderen waren sich die Frauen aus unserer Jugendgruppe oft untereinander nicht grün. Noch fieser als eine Frau die einen gefressen hat, ist nur eine Gruppe von Frauen. Wie schrieb schon der weise Nitsche? Wenn du zum Weibe gehst, vergiss die Peitsche nicht. Hier wäre sie manchmal angebracht gewesen. Zuerst versuchte ich mich aus diesem ganzen Intrigantentum rauszuhalten. Aber da ich in die kleine Hanka verschossen war, schlug ich mich bald auf ihre Seite, was zur Folge hatte, dass ich im Handumdrehen alle gegen mich hatte. Mehr und mehr begann ich mich in diesem Job unwohl zu fühlen.

Auch das Verhältnis zu meiner Kleinen verschlechterte sich zusehends. Eigentlich hatte ich immer irgendwie den Eindruck, dass sie mich auch mochte und ich versuchte immer ihr zu zeigen, dass ich sie liebte. Offen mit ihr darüber gesprochen habe ich nie. Ich hatte immer noch dasselbe Problem wie in meiner Schulzeit. Ich war einfach zu schüchtern und welche Frau liebt schon einen Feigling?

Eines Tages brachte meine hübsche Kollegin ihren Vermieter mit ins Museum, der ungefähr in unserem Alter war und

machte extra für ihn eine Führung. Ich wusste nicht ob sie was mit ihm hatte oder nicht. Zumindest bildete ich mir das ein, begann Rot zu sehen und tat alles, um Hanka meine rasende Eifersucht zu zeigen. Wahrscheinlich wusste sie nicht einmal, warum ich ihr plötzlich die kalte Schulter zeigte und mich wie ein Vollidiot benahm. Aber das, was zumindest an Sympathie bei ihr da war, vernichtete ich damit völlig und drehte mir wieder einmal selbst einen Strick.

In dieser Zeit dachte ich mehr und mehr über eine Kündigung nach. Mal abgesehen von dem ganzen Ärger mit meinen Kollegen, der langweiligen Arbeit, war für mich auch der geringe Verdienst ausschlaggebend. Ich wollte nur noch weglaufen, wie so oft in meinem späteren Leben, aber wo sollte ich hin? Da kam mir der Zufall zur Hilfe!

XII. Kapitel

Zu Tode gemobbt

Eines Tages, ich stand mal wieder sinnlos beim Markttor von Milet rum und wartete sehnsüchtig auf den Feierabend, wurde ich zum Sicherheitschef der Museumsinsel bestellt. Wohl war mir nicht in meiner Haut, als ich die Treppen zum Büro hinunter eilte. Was konnte der Mann von mir wollen? Ich hatte mir doch nichts zuschulden kommen lassen. Doch die Angst war völlig umsonst.

Herr Walter, der Direktor der Betriebssicherheit und der Leiter der Betriebswache, Herr Georg, begrüßten mich herzlich und baten mich Platz zu nehmen. Dann fragten sie mich, wie es denn mit meinen Finanzen bestellt sei? Offenherzig gestand ich, dass Armut zwar nicht schände, Reichtum meiner Ansicht nach aber auch nicht unbedingt und dass ich mich über ein bisschen mehr Geld auch nicht zu Tode grämen würde. Sie lachten und unterbreiteten mir daraufhin den Vorschlag, Mitarbeiter für Betriebssicherheit zu werden, was übrigens mit der Staatssicherheit nichts zu tun hatte. Jedenfalls nicht unmittelbar. Weiterhin sollte ich mehr als das Doppelte meines jetzigen Gehaltes verdienen. Ich war natürlich hoch erfreut über das Angebot und stimmte ohne lange zu überlegen zu.

Und so wurde ich von einem Tage zum anderen Mitarbeiter der Betriebssicherheit. Zu meinen Aufgabenbereichen gehörte es u. a. in den fünf, zur Museumsinsel gehörenden Gebäuden, und der näheren Umgebung Streife zu laufen, nach Feierabend sämtliche Türen zu verschließen, was mindestens zwei Stunden in Anspruch nahm, und wenn nötig, die Pfortner bei der Einlasskontrolle zu unterstützen. Meine unmittelbaren Vorgesetzten wurden Herr Georg und mein Gruppenleiter Bernhard Pott.

Ich arbeitete jeweils 8 Stunden an fünf Wochentagen im Zweischichtdienst, was ich als sehr angenehm empfand. Feiertage und Nachtschichten wurden großzügig mit Extrazuschüssen belohnt, so dass ich mich über mein Einkommen wirklich nicht mehr beklagen konnte. Die neue Arbeit war sehr interessant und abwechslungsreich und ich hatte nette Kollegen wie z.B. Magdalena und ihr Freund Jacob, die beide als Pförtner tätig waren. Mit Magdalena verstand ich mich besonders gut, weil wir beide bald feststellten, dass wir dieselben Interessen hatten. Meine Kollegin hatte Philosophie studiert, war währenddessen aber zu der Erkenntnis gekommen, dass die eigentliche Frage nach dem Sinn des Lebens bei dieser Studienrichtung offen geblieben war. Wenn wir im Pförtnerhäuschen zusammensaßen, konnte ich mit ihr stundenlang, mit wachsender Begeisterung, über dieses Thema debattieren, ohne im Endeffekt zu einem befriedigenden Resultat zu gelangen. Ich denke heute, dass jeder Mensch sein bestimmtes Schicksal und seine ganz bestimmte Aufgabe im Leben hat. Sei sie in den Augen der Mitmenschen auch noch so gering, so trägt sie doch immerhin zum Wohle der großen Gemeinschaft bei. Jeder Professor oder Wissenschaftler, sei er auch noch so ein Genie, könnte nie seine Studien betreiben, wenn es keinen Bäcker gäbe, der ihm sein Brot bäckt. Keinen Bauern und Fleischer, der dafür sorgt, dass er immer satt zu Essen bekommt. Ohne diese müsste er nämlich im wahrsten Sinne des Wortes, seine Brötchen selber verdienen. Und ohne die Männer und Frauen von der Müllabfuhr und der Straßenreinigung, die ja oft noch mit Geringschätzung betrachtet werden, würde er in seinem eigenen Dreck ersticken und hätte für seine Studien nicht die geringste Zeit übrig, weil er für seinen Lebensunterhalt selber sorgen müsste. Deshalb denke ich auch, dass jede Arbeit dasselbe wert ist und

demzufolge auch gleich bezahlt werden müsste! Selbst die großen Philosophen wären nie zu ihren Bahn brechenden Erkenntnissen gelangt, wenn es nicht Leute, wie beispielsweise die Sklaven, gegeben hätte, auf deren Kosten sie lebten und arbeiteten.

Was Magdalena an betraf, so gab sie das Philosophiestudium auf und wandte sich der christlichen Religion zu, weil sie der Ansicht war, hier auf die Fragen Antworten zu finden, die ihr auf der Seele brannten. Doch ich fragte mich immer wieder, ob man im blinden Glauben, ohne auch nur das Mindeste in Frage zu stellen, wirklich befriedigende Antworten findet. Bin ich nicht ein denkender Mensch, um Fragen zu stellen und hat mir Gott, die Natur oder wer auch immer, nicht Augen und Ohren geschenkt, um zu sehen und zu hören? Blinder Glauben endet irgendwann immer im Fanatismus, dem Aspekt jeglicher Religion, der sie gefährlich und tödlich werden lässt. Die Kirche hat Philosophie immer als gefährliches Instrument des Teufels dargestellt, eben weil sie Fragen stellt, die die Existenz dieser veralteten Institution zum Einsturz bringen könnte. Oder was ist an der Philosophie der Freude eines Epikur, die die Freundschaft in den Mittelpunkt des Lebens stellt, so gefährlich, dass sie auf dem Index der verbotenen Schriften der katholischen Kirche steht und immer von ihr verketzert wurde? Ich habe in meinem ganzen Leben nie aufgehört zu suchen, zu lernen und Fragen zu stellen und genau das hat mein Leben bis heute interessant gemacht und nie langweilig werden lassen!

Als Magdalena die Arbeit im Museum aufgab, um zusammen mit ihrem Kollegen und Lebenspartner Theologie zu studieren, schenkte sie mir zahlreiche philosophische Bücher, wie Schriften von Platon, Francis Bacon, Condillac, Schelling und Hegel, Descartes und Locke, die ich dankbar annahm und die meinen Horizont wieder ein Stückchen erweiterten. Ich

bedauere sehr, dass ich die beiden aus den Augen verlor, denn wenn ich auch ihre religiösen Ansichten nicht teilte, so waren sie mir doch gute Freunde, an die ich mich noch gern erinnere. Mein bester Freund in dieser Zeit, war mein Kollege Jörg, wegen seines komplizierten Nachnamens, kurz Mihai genannt. Wir arbeiteten zusammen mit zwei anderen Mitarbeitern in einer Schicht und durchstreiften jeden Tag gemeinsam das Museumsgelände. Am Interessantesten war immer die Zeit, in der neue Ausstellungen aufgebaut wurden, wie z.B. die große Troja – Ausstellung oder die chinesische Tonkriegerausstellung. Die Eröffnung dieser exquisiten Schauen, war natürlich immer ein Großereignis mit riesigem Buffet, das man als Angestellter gern mitnahm.

Nach Feierabend gingen wir oft noch in eine der vielen Berliner Eckkneipen, um uns ein Feierabendbier zu genehmigen. Ich weiß nicht genau, wie viel Jörg wirklich trank, wenn er alleine war. Aber es muss etwas mit seiner schweren Erkrankung zu tun gehabt haben, die ihn kurze Zeit später befiel. Er vertrug immer weniger Nahrung, musste sich ständig übergeben und ernährte sich zum Schluss nur noch von Leinsamen. Meine Kollege verlor immer mehr an Gewicht und musste schließlich ins Krankenhaus, aus dem er aber schon nach kurzer Zeit wieder entlassen wurde. Keiner von uns ahnte wohl, wie schlimm es wirklich um ihn stand und das er nur zum Sterben nach Hause entlassen worden war. Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, als eines Tages Jörgs Mutter die Betriebswache aufsuchte. Ich nahm sie in Empfang und erkundigte mich höflich nach dem Befinden meines besten Freundes. Welch ein Fauxpas! Denn die alte Frau würdigte mich keines Blickes. Ich dachte zunächst, sie wäre sauer auf mich, weil ich Jörg nicht zu Hause besucht hatte. Doch dann erfuhr ich von meinem Leiter die grausame Wahrheit. Mein

Kollege war an Krebs gestorben! Nach meinem Vater schon der zweite liebe Mensch, den ich innerhalb kurzer Zeit verlor. Ich schämte mich so sehr dafür, dass ich mich nicht genug um ihn gekümmert hatte, dass ich mich nicht einmal auf seine Beerdigung traute. Und dafür schäme ich mich heute noch viel mehr! Damit begann das dunkelste Kapitel in meinem Leben, denn die beiden tragischen Verluste waren nur der Anfang eines Höllentrips, der mich für den Rest meines Lebens prägen sollte.

Kurz nach Jörgs Tod, kam es in der Betriebswache zu einigen Umstrukturierungen. So wurden z. B. zwei neue Kollegen, Jonathan Bsirske und Udo Himmelmann, beide in meinem Alter, als Mitarbeiter für Sicherheit eingestellt und ich selbst zu deren Gruppenleiter ernannt, was für mich auch eine kräftige Gehaltserhöhung mit sich brachte, gegen die ich mich anscheinend nicht genug gewehrt hatte. Geld ist halt nicht alles! Aber alles ist nichts, ohne Geld! Was für ein weiser Satz! In den ersten Monaten lief auch alles super. Die Arbeit meiner Gruppe lief wie am Schnürchen. Und auch privat freundeten wir uns miteinander an. Oft gingen wir nach Feierabend noch auf ein Bier in eine der vielen Berliner Eckkneipen, oder zum Abendessen in eine Gaststätte mir einem höheren Ambiente wie z.B. dem „Grillhouse“ im Palast der Republik. Bei einem Gehalt zwischen 1300 und 1400 Mark, konnte ich mir das auch locker leisten. Für einen Westdeutschen mag das heutzutage Peanuts sein, aber zu DDR – Zeiten, war das eine Menge Geld, denn für meine große Einraumwohnung in Hohenschönhausen, in die ich inzwischen umgezogen war, brauchte ich nicht mehr als 60,- Mark, einschließlich der Nebenkosten bezahlen. Sie können sich selber ausrechnen, wie viel Schotter da zum Leben übrig blieb. Und für 50,- DDR – Mark hatte man an Lebensmitteln mit Sicherheit mehr im Einkaufskorb, als heute

mit 50.- Euro. Mal ehrlich! Unsere Götter, Karl Marx und Friedrich Engels, haben uns nicht mal halb soviel beschissen, wie der bundesdeutsche Kapitalismus, mit seinem nach Außen hin christlich, sozialen Anstrich! Ich glaube, das Motto der neuen Christenheit lautet:“ Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Ich bin mir selbst der Nächste!“ Doch zurück zum Thema!

Kurz vor Beginn der schrecklichen Ereignisse, die mein gesamtes Leben von unten nach oben krepeln sollten, lernte ich eine junge, bemerkenswert hübsche Blondine mit einem frechen Kurzhaarschnitt kennen. Sie hieß Anja, war süße 16 und hatte einen Ferienjob als Aufsicht in der vorderasiatischen Abteilung des Pergamonmuseums angenommen. Danach wollte sie ein Studium zur Zahnärztin beginnen. Ich verliebte mich auf Anhieb in die Kleine, die neun Jahre jünger war, als ich. Ich habe bis heute keine Ahnung, wie ich auf sie gewirkt haben mag, denn trotz aller meiner Beteuerungen, nahm Anja mir nie ab, dass ich bereits 25 war. Als eines schönen Tages vom Museum Karten für ein Gitarrenkonzert auf der Insel der Jugend angeboten wurden, nutzte ich die Gunst der Stunde und bestellte zwei davon, um meine kleine Maus zu überraschen. Eigentlich wollte ich ihr vormachen, ich hätte die Tickets zufällig ergattert. Aber sie durchschaute mich sofort, nahm mein Angebot aber erfreut an. Ich war super stolz auf mich, endlich mal ein richtiges Date zu haben und dazu noch mit so einem tollen Mädchen. Und dann kam er, einer dieser Tage, von denen man sich wünscht, es hätte sie nie gegeben.

Es lief von Anfang an alles schief. Ich hatte mich nach der Arbeit mit Anja an der Pförtnerloge verabredet. Kurz vorher musste ich noch mal dringend ein gewisses Örtchen besuchen und bat meinen Kollegen, meiner Freundin in spe Bescheid zu sagen, dass ich gleich wieder da wäre, wenn er sie vorbeigehen

sehe. Er versprach es zwar, hielt sich aber ärgerlicherweise nicht daran. Und so verpassten wir uns auch prompt. Während ich meine hübsche Kollegin am S – Bahnhof suchte, versuchte sie mich am Eingang des Pergamonmuseums zu finden. Nur rein zufällig liefen wir uns nach eineinhalb Stunden doch noch in die Arme und fuhren mit der S –Bahn zur „Insel der Jugend“ im Stadtteil Treptow. Da wir noch ein bisschen Zeit hatten, lud ich meine Kleine, die ich liebevoll Anuschka nannte, zum Abendbrot in eine Gaststätte ein, die eher den Namen Spelunke verdient hätte ein. Wir bestellten beide dasselbe. Aber das Essen schmeckte so, wie es aussah, was mir, ehrlich gestanden, ziemlich peinlich war und das erste Mal ein unangenehmes Gefühl bei mir erzeugte. Nach dem Abendmahl, an dem auch Jesus keine Freude gehabt hätte, schlenderten wir zu der Insel, wo das Konzert stattfinden sollte. Aber der Andrang war so groß, dass die Veranstalter die Eingangstüren absperrten und niemand mehr hineinließen, egal ob er Karten hatte oder nicht. So versuchten wir unser Glück auf Umwegen, kletterten über Zäune und Absperrungen und irrten quer durch den Wald. Ohne Erfolg! Der Abend drohte ein volles Fiasko zu werden. Während wir zum Ausgangsort zurückkehrten und schon fast verzweifelten, schließlich waren die Karten nicht gerade billig gewesen, gab man dem Andrang der Massen nach und öffnete den Zutritt zur „Insel der Jugend“ doch noch. Die Billetts hätte ich mir echt klemmen können, denn niemand kontrollierte sie mehr.

Ich saß neben der hübschen Kleinen, lauschte andächtig der Musik und wusste nicht so recht, wie ich mich meiner Angebeteten gegenüber verhalten sollte. Ich hätte sie so gern in den Arm genommen und geküsst. Doch es war ein Trugschluss von mir zu glauben, ich könnte endlich meine mir angeborene Schüchternheit endlich überwinden. Eros ließ seine Pfeile

wieder einmal in seinem Köcher stecken und das unangenehme Gefühl, dass mich schon den ganzen Abend verfolgte, wurde immer stärker, so dass ich schließlich froh war, als das Gitarrenkonzert vorbei war. Eigentlich hatte ich Anja versprochen, sie nach Hause zu begleiten. Doch in der S – Bahn flirtete sie ungeniert mit einem älteren Mann, der uns gegenüber saß. Ich hätte ihn gerne mit meinen Blicken vernichtet. Aber irgendwie funktionierte an diesem verkorksten Tag gar nichts. Ich war so enttäuscht und verärgert, dass ich mich auf dem Umsteigebahnhof überstürzt von Anuschka verabschiedete, mich in die nächst Bahn setzte und alleine nach Hause fuhr. Ich sehe noch heute die Enttäuschung in ihren Augen, als ich ihr zum letzten Mal liebevoll über ihr hübsches Gesicht strich und sich ihr selbst überließ. Wieder hatte ich mich wie Narr verhalten und da ich überzeugter Atheist war, gab es noch nicht einmal einen lieben Gott, den ich hätte verfluchen können. Ich habe sie leider nie wieder gesehen und doch sollte ich ihr eines fernen Tages auf andere Art wieder begegnen.

Im Vorfeld des Zusammentreffens der weiteren, durchaus unglücklichen Umstände während meiner Arbeit in den Staatlichen Museen zu Berlin, gab es zwei bemerkenswerte Ereignisse. Zum einen verliebte ich mich in eine, mit Sicherheit wunderschöne, Kollegin aus der Antikensammlung, namens Annabella. Ein Name, der sich wie ein roter Faden durch mein Leben ziehen sollte. Ich lief ihr ständig hinterher und versuchte vergebens ihr schöne Augen zu machen, was wohl daran lag, dass meine Augen nicht schön, aber gegenüber der Wahrheit völlig blind waren, denn die Liebe war nur einseitig. Und ihre beste Freundin, die Alm . Ödi, konnte mich auf den Tod nicht ausstehen. Mehr als einmal versuchte ich meine hübsche Kollegin zum Essen einzuladen, bis ich ihre

Ausflüchte nicht mehr hören konnte und einen Streit vom Zaune brach. Hinterher tat ich das, was ein Mann niemals tun sollte. Ich entschuldigte mich bei ihr und machte mich dadurch noch lächerlicher. Ich kam mir vor, wie ein Hampelmann, der ich diesem Moment wohl auch war. Warum war ich nicht im Stande, die Frauen zu lieben, die sich wirklich für mich interessierten und musste statt dessen immer feinen, auf getakelten Dämchen hinterherlaufen, denen ich gelinde gesagt völlig zuwider war? Dummheit, Blindheit oder Macht des Schicksals? Oder eine tödliche Mixtur der drei Komponenten? Ich habe es nie herausbekommen!

Der andere Aspekt der damaligen Ereignisse, war der unglückselige Umstand, dass ich mehrmals vor einen Oberst der Staatssicherheit vorgeladen wurde, der für die Sicherheit der Museumsinsel zuständig war und mich ohne Umschweife dazu aufforderte, in meiner Funktion als Gruppenleiter für Betriebssicherheit, meine Kollegen zu bespitzeln und ans Messer zu liefern. Bei jedem dieser konspirativen Treffen, lehnte ich sein Ansinnen rundweg ab, was ihn zunehmend verärgerte. Nur wenig später, begann das Mobbing, das mein Leben und meine Zukunft zerstören sollte. Zum einen ließ dieser ehrenwerte Herr unter meinen Kollegen verbreiten, ich hätte sie bei ihm angeschwärzt, so dass ich ab sofort bei ihnen Spießbruten lief. Und zum anderen, was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, wurde ich von meinem Kollegen Himmelmann, den ich einmal für meinen besten Freund gehalten hatte, im Auftrag der Stasi bespitzelt und in die Hölle gestoßen, denn dieser war in Wirklichkeit nichts anderes, als ein hauptamtlicher Mitarbeiter der Staatssicherheit, der vermutlich, wegen meiner angeblichen Staatsfeindlichkeit auf mich angesetzt worden war. Denn ich galt seit meiner Armeezeit als Rechtsradikaler, nur weil ich meinen Vater, der

mit 17 Jahren in die Deutsche Wehrmacht und an die Ostfront eingezogen worden war, von Parteibonzen der SED nicht als Nazi beschimpfen und verunglimpfen lassen wollte. Ich bin noch heute fasziniert von der Dreistigkeit, mit der mein lieber Freund und Kupferstecher mich und andere belog. So stellte er mich einmal seiner Familie als Filmregisseur vor und brachte mich dadurch in eine fatale Situation. Ich frage mich heute noch, warum ich dieses blöde Spiel mitspielte, denn ich geriet bei den vielen Fragen, die mir seine Mutter und seine Geschwister stellten von einer Peinlichkeit in die andere.

Ein anderer Punkt, der mir zu dieser Zeit auch nicht klar war, war die Homosexualität Himmelmanns, die ihm offen gestanden weder anzusehen noch anzumerken war. Ganz im Gegenteil. Ihm liefen die Frauen förmlich hinterher. Ein Umstand, dem ich es auch zuschrieb, dass er keine feste Partnerin hatte. Wozu auch, wenn er alle haben konnte. Die Wahrheit erfuhr ich erst nach der Wende, als er sich von mir sein „Coming out“ in Form eines Zeitungsartikels für „die BZ am Abend“ schreiben ließ. Wenn ich es auch heute nicht mehr beweisen kann, so ist es für mich im Nachhinein doch ganz offensichtlich, dass er es gewesen sein muss, der damals im Museum das Gerücht verbreitet hatte, ich wäre ebenfalls homosexuell, was völlig absurd und eine mehr als böswillige Unterstellung war, auch wenn mir Zeit meines Lebens hübsche Frauen nicht gerade die Türen eingerannt haben. Bei meinen Kollegen jedoch war ich unten durch!

Das Mobbing reichte von Telefon - und Klingelterror, bis hin zu Einbrüchen in meine Wohnung. Natürlich bemühte ich mich die ganze Zeit über die Schuldigen zu ermitteln, aber versuchen Sie mal gegen einen unsichtbaren Gegner zu kämpfen. Ein aussichtsloses Unterfangen. Bei den anonymen Telefonaten, hörte man vom Gegenüber nur das schwere Atmen oder

Gestöhne. Dem Klingelterror in meinen vier Wänden zuvorzukommen, war schwierig, denn der Türöffner war untrennbar mit der Klingel verbunden und nicht einzeln abstellbar. Auch die Einbrüche in meine Wohnung waren schwierig nachzuweisen, denn zum ersten wurde nichts gestohlen und zum anderen gab es keine offensichtlichen Einbruchsspuren. Es wurden immer nur Gegenstände wie Bilder oder Gipsköpfe demoliert. Natürlich erstattete ich mehrmals Anzeige bei der Polizei, allerdings nur mit dem Erfolg, dass man mich schließlich für einen völlig Wahnsinnigen hielt und mir nahe legte, mich einem Psychiater vorzustellen. Zu allem Überfluss wurde ich auch noch ständig von zwei nicht gerade unauffällig gekleideten Typen in teuren Lederjacken verfolgt, die sich auffällig unauffällig benahmen. Die Zugehörigkeit zu einer gewissen geheimen Institution konnte man selbst auf Hundert Meter Abstand förmlich riechen. Ging ich morgens aus dem Haus, drückten sich die beiden vor meiner Haustür rum und folgten mir dann in die Straßenbahn bis hin zur Museumsinsel. Hatte ich Feierabend, lungerten sie schon vorm Ausgang rum, stiegen dann in ein Auto, das nicht von Pappe war und wenn ich Zuhause ankam, empfingen mich die Horch - und Guckleute brav vor meiner Haustür. Irgendwann wurde mir das Spiel zu blöde und ich stellte diese Ganoven an der Straßenbahnhaltestelle zur Rede, wobei ich den Dolch an meinem Gürtel aufblitzen ließ, den ich mir zur Sicherheit angeschafft hatte. Statt Antworten auf meine sicher unbequemen Fragen zu bekommen, zogen die beiden den Kopf ein und machten, dass Sie davon kamen. Ich habe Sie nie wieder gesehen! Wenn ich auch, abgesehen von Himmelmann, keine konkreten Namen kenne, so weiß ich doch ganz genau, dass die Mitarbeiter, die für die Sicherheitstechnik in den Museen verantwortlich zeichneten, in die Sache

involviert waren. Ihre Mimik und Gestik nach einem Vorfall, ließen keine anderen Schlüsse zu. Dass einer von ihnen Parteisekretär war, ist wohl mehr als bezeichnend!

Jeden Abend versammelte sich eine kleine Gruppe von mir unbekanntem Leuten auf der Straße vor meinem Haus und riefen meinem Spitznamen. Kurti! Dies, der ständige Telefon – und Klingelterror und die Tatsache, dass ich praktisch gegen einen feigen, unsichtbaren Gegner kämpfte, der nicht zu fassen war, hatten eine chronisch werdende Schlaflosigkeit zur Folge und trieben mich nach und nach immer mehr in den Wahnsinn. Ich versuchte noch vergebens bei meinem Chef, Herrn Georg, Urlaub einzureichen, um mich von den Strapazen zu erholen. Nach dem ich nach einem Zwischenfall die Sicherheitstechniker des Mobbings beschuldigt hatte, veranlasste der Direktor für Sicherheit, meine Einweisung in die Psychiatrie. Ohne Widerstand ließ ich es mit mir geschehen. Ich war völlig am Ende meiner Kräfte und fühlte mich schwach und ausgebrannt. Meine Gegner hatten ihr Ziel erreicht! Ich war in der Klappe!

Nach meiner Einweisung, wurde ich zuerst in ein Zweibettzimmer in der Geschlossenen verfrachtet. Eine nette, junge Schwester, die Maren hieß, gab mir alle paar Stunden eine Schlafspritze, so dass ich die ersten drei Tage durchschlief. Als ich erwachte, stellte ich fest, dass außer mir noch ein Mann in mittleren Jahren in meinem Zimmer lag, der irgendwie nicht ganz richtig im Oberstübchen zu sein schien. Ständig versuchte er weiße Mäuse und anderes Ungeziefer zu vertreiben, die ich trotz aller Anstrengung nicht sehen konnte. Zumindest ging er mir tierisch auf den Geist. Maren erklärte mir später, dass der Gute Alkoholiker sei und im Delirium fantasierte. Was es nicht alles gibt, dachte ich verwundert und genervt.

Da es mir nach dem ausgiebigen Nickerchen wieder besser

ging, wollte ich natürlich so schnell als möglich wieder entlassen werden. Aber die Chefarztin, deren Mutter selber gerade Gast auf der Geschlossenen war und die selber nicht alle Latten am Zaun zu haben schien, bestand darauf, dass ich noch ein wenig in dieser Idylle verweilen möge. Sie stellte die Diagnose „Paranoide Schizophrenie“, ein Begriff, den ich vorher auch noch nie gehört hatte, und da ich darauf beharrte, schikaniert und verfolgt worden zu sein, den Begriff „Mobbing“ gab es zu dieser Zeit noch nicht, veranlasste sie, dass ich weiterhin mit Medikamenten voll gestopft wurde. Oft ertappte ich mich dabei, wie mein Hass auf die Verantwortlichen für meine beschissene Situation immer größer wurde, ich mir damals schwor sie zu töten und zu bestrafen und dass ich mir sehnlichst wünschte, telepathische Kräfte zu haben, um meinen Gegnern zuvorkommen zu können. Aber manchmal sollte man sich sehr wohl überlegen, was man sich wünscht, denn manche Wünsche gehen in Erfüllung!

Nach vierzehn Tagen hatte man mich mit starken Psychopharmaka fast zu Tode behandelt. So lag z.B. eines schönen Tages mein Kopf seitlich auf meiner Schulter, auch so ein Ding aus der Ecke, dass ich vorher nie für möglich gehalten hätte, und war nur durch die saftige Beschwerde meiner Mutter beim Personal und eine Spritze wieder dazu zu bewegen, sich nach und nach wieder aufzurichten. Die starken Nebenwirkungen der Medikamente wie Gliedmaßenversteifungen, Sehstörungen, Impotenz, Depressionen, verstärkte Suizidgefahr und andere Nettigkeiten waren brutal und kamen einer vorsätzlichen Körperverletzung gleich. War man vorher nicht verrückt, so wurde man es ganz sicher in der Psychiatrie! Der griechische Begriff „Paranoid“ bedeutet ja eigentlich auch nichts anderes und ich bestreite

auch noch heute, obwohl mir immer noch dieselbe Diagnose angelastet wird, im eigentlichen Sinne des Wortes verrückt zu sein! Verrückt zu sein, bedeutet eigentlich nichts anderes, als das der Betreffende in eine andere Welt verrückt worden ist. Nicht mehr und nicht weniger!

Nach dem ich in die offene Psychiatrie in eine Gruppe für Hochbegabte untergebracht worden war, erfüllte sich wie aus heiterem Götterhimmel mein sehnlichster Wunsch. Ich vernahm plötzlich Stimmen, obwohl kein Mensch zu sehen war und die mir sehr vertraut vorkamen. Es waren die Stimmen meiner Feinde. Unter Ihnen die Stimme meiner Kollegin Annabella, in die ich damals immer noch verschossen war und ihrer niederträchtigen Freundin, der Alm –Ödi. Annabella hatte mir gegenüber immer behauptet, sie seien in die Sache nicht verwickelt gewesen. Natürlich kann ich ihr nicht das Gegenteil beweisen, aber ich nehme es ihr bis heute nicht ab. Meine Intuition und meine innere Stimme sagen etwas anderes! Auch wenn es im Laufe meines Lebens mehrere Medikamentenumstellungen und zig Therapien gab, hörten seit diesem Tag die Stimmen nie wieder auf zu schweigen!

Ich hatte große Schwierigkeiten mich in die Gruppe zu integrieren, obwohl ich es eigentlich mit durchweg intelligenten Leuten zu tun hatte. So war z.B. einer der Patienten Mathelehrer, ein anderer als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einer Sternwarte tätig und eine dritte Leidensgenossin Dolmetscherin auf dem Flughafen Berlin – Schönefeld. Besonders schlimm waren für mich die Gruppensitzungen, weil ich bei den Mitpatienten mit meiner Behauptung, nicht verrückt zu sein, auf völliges Unverständnis stieß und deswegen immer zur unbeliebtesten Person, quasi zur persona non grata, gekürt wurde. Noch heute wirft man mir mangelndes Krankheitsbewusstsein vor, nur weil ich mich auch

heute noch für einen ganz normalen Menschen, mit ganz normalen Gedankengängen halte. Zumindest solange ich keine akute Psychose habe, in der die inneren Stimmen nicht mehr zu kontrollieren sind und sich in ihrer Lautstärke und Penetranz bis ins Unerträgliche steigern können.

Während des sechswöchigen Aufenthaltes in der Herzbergklinik, besuchten mich meine lieben Kollegen nicht ein einziges Mal. Jetzt wusste ich, wie sich Jörg gefühlt haben musste! Da ich das untrügliche Gefühl hatte, bei meinen Arbeitskollegen unten durch zu sein, sah ich keinen anderen Ausweg, als in den Staatlichen Museen zu Berlin zu kündigen und stellte mit Erstaunen fest, dass die Mitglieder meiner Gruppe, Himmelmann und Bsirske, mir schon zuvor gekommen waren und sich beim Berliner Rundfunk beworben hatten. Der Auftrag des Stasispitzels war Augenscheinlich mit Erfolg erledigt worden und nun konnte er sich einer neuen Aufgabe widmen.

Da ich noch einen mehrwöchigen Urlaub zu beanspruchen hatte, fuhr ich zu meiner Mutter nach Bergen, um mich von den Strapazen zu erholen. Eigentlich wollte ich viel Spaziergehen, Lesen und Malen, doch plötzlich ergriff mich eine tiefe Traurigkeit, mit der ich eigentlich gar nichts anfangen konnte. Ich hatte zu nichts Lust mehr und war den ganzen Tag nicht mehr aus dem Bett zu kriegen. Auch die mehr oder weniger guten Ratschläge meiner Verwandten, ich möge mich doch zusammenreißen, halfen mir in dieser Situation nicht wirklich weiter. Ich wusste ja selber nicht, was mit mir los war. Unter dem Begriff Depression, konnte ich mir zu diesem Zeitpunkt überhaupt nichts vorstellen und ich konnte auch nicht ahnen, dass es die Nebenwirkungen der verabreichten Medikamente gegen Schizophrenie waren, die diese schrecklichen Auswirkungen hatten. Und so reiste ich in einem

Zustand völliger Apathie und Hoffnungslosigkeit wieder nach Berlin zurück.

Bei meiner neuen Arbeit als Lagerist, fühlte ich mich wegen des ständigen Alkoholkonsums meiner Kollegen sehr unwohl und kündigte nach 14 Tagen den ungeliebten Job wieder. Plötzlich stand ich vor dem absoluten Nichts! Ich hatte alles verloren. Keine Arbeit, kein Geld, keine Freunde und keine Freundin mehr, meine Verwandten weit weg. So sah ich keinen anderen Ausweg mehr, als freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Ich wollte nur noch eines. Sterben und alle Grausamkeiten des Lebens hinter mir lassen! Der Tod kam mir in dieser Zeit vor, wie ein lieber Freund, der bereit war, mich ohne wenn und aber bei sich aufzunehmen. Doch aus dem zehnten Stock meiner Einraumwohnung in Hohenschönhausen zu springen, traute ich mich nicht. Was, wenn ich überlebt hätte und für den Rest meines erbärmlichen Lebens gelähmt im Rollstuhl gesessen hätte, ohne jegliche Möglichkeit, dieses Leben selbständig zu beenden?

So beschloss ich, mich mit Tabletten zu vergiften, nachdem der Versuch mich Aufzuhängen, an der mangelhaften Qualität des Stricks gescheitert war. War wohl auch nicht Made in Germany! Da hoch dosierte Schlafmittel auch schon zu DDR – Zeiten nicht frei verkäuflich waren, ließ ich mir von meiner damaligen Psychiaterin Antidepressiva und leichte Schlafmittel verschreiben, immer in der Hoffnung, Gott möge mich endlich zu sich nehmen. Doch der Knallkopp wollte mich anscheinend nicht! Ich meine okay! Wer will schon Verrückte in seinem Paradies?

Eines Abends fasste ich mir dann ein Herz und schluckte 100 Antidepressiva und 20 Schlaftabletten auf einmal. Um die Wirkung zu verstärken, wollte ich noch eine Flasche „Goldkrone“ dazu trinken, bekam aber keinen Schluck

hinunter, weil ich dieses Zeug schon immer widerlich fand. Das Letzte, an das ich mich bewusst erinnern kann, ist das mir furchtbar schwindelig wurde, ich keine Luft mehr bekam, durch meine Wohnung torkelte und einen dunkel gekleideten Mann in meiner Wohnungstür stehen sah. Ich konnte so etwas wie harte Schläge an meinen Kopf fühlen, so dass ich Blitze und Sterne sah. Dann wurde mir schwarz vor Augen. Ganz dunkel in Erinnerung habe ich auch noch, dass ich nachts in meinem Dschumm aufstand, weil es in der Wohnung brenzlich roch. Jemand Unbekanntes musste Topflappen und Zeitungspapier auf meine voll aufgedrehten Herdplatten gelegt haben. Voll zugedröhnt stellte ich den Herd wieder ab.

Am nächsten Morgen erwachte ich völlig unbekleidet in meinem Bett. Auf den Herdplatten fand ich die verkohlten Überreste der Topflappen und Zeitungen. Irgendwie muss ich damals einen super funktionierenden Schutzengel mit einer ganzen Schutzengelbrigade gehabt haben! Wäre interessant zu wissen, ob er männlich oder weiblich war? Auf dem Küchenboden lag kaputtes Geschirr und auf meinem Stubentisch eine weiße Stoffpuppe mit einem aufgemalten, schwarzen Totenkopf. Hatte jemand versucht mich umzubringen? Und wenn ja, wer? Aus meinen späteren Recherchen und optischen Visionen, die ich Jahre später hatte, ergab sich, dass es wohl mein angeblich bester Freund aus dem Museum war, der an diesem Abend in der Tür gestanden hatte. Ob er persönliche Motive hatte, mich zu liquidieren, weiß ich bis heute nicht. Wie ich später erfuhr, war er homosexuell und wohl auch in mich verknallt. Eine Liebe, die ich nicht erwidern konnte. Möglicherweise handelte Himmelmann auch im Auftrag seines Arbeitgebers, der Staatssicherheit der DDR. Aber das ist heute auch nicht mehr von Belang. Ein Gutes zumindest hatte dieser Selbstmordversuch. Durch das

Schockerlebnis, war die tiefe Traurigkeit und die Mutlosigkeit wie weggeblasen. Ich habe nie wieder den Versuch unternommen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, denn ich sagte mir damals, wenn das Schicksal dich heute verschont hat, wird es sicherlich noch etwas mit dir vorhaben. Allerdings ist auch augenscheinlich das Schicksal der Meinung, dass gut Ding Weile haben will! Noch ein Tipp an alle Selbstmordkandidaten! Bevor Sie versuchen, sich selbst das Leben zu nehmen, ziehen Sie einmal folgende Überlegung in Erwägung! Wenn es wirklich stimmt, dass es ein Leben nach dem Tod gibt und dafür spricht Einiges, wer sagt Ihnen, dass dieses Leben nicht genauso beschissen wird oder noch schlimmer? Denn zum einen, wird nach christlichem Glauben, Selbstmord bestraft, wohl deshalb, weil Sie dem „lieben Gott“ sein Spielzeug weggenommen haben und zum anderen bin ich der Meinung, dass Paradies und Hölle nur auf der Erde existieren. Denn nur hier können Sie sowohl den Himmel, als auch die Hölle auf Erden erleben. Nach buddhistischem Glauben, wird der Mensch immer wieder als Mensch und ausschließlich auf der Erde wiedergeboren, wobei ihm in jeder Welt die Chance gegeben wird, ein Stück besser, als in der alten Welt zu werden, so lange, bis er irgendwann im Nirwana endet, der glückseligen Nichtexistenz, frei vom Zwang des Kreislaufes der Wiedergeburt. Personen, die unter Hypnose in ihr vergangenes Leben versetzt wurden, bestätigen, meiner Ansicht nach, die reale Existenz dieses Glaubensgrundsatzes. Auch nach der Lehre des Hinduismus, wird der Mensch für Fehler, die er in diesem Leben begangen hat, im nächsten Leben von den Göttern bestraft. So ist es denn auch kein Wunder, wenn in Indien niemand Anteil am Schicksal der Armen nimmt, denn nach ihrem Glauben, sind diese selbst an ihrem harten Los schuld, weil sie sich im vorherigen Leben,

gegen Götter und Menschen vergangen haben. Doch zurück zum Thema.

Ich versuchte noch einige Male im Leben Fuß zu fassen, arbeitete ein Jahr lang als Mitarbeiter für Sicherheit in der Sparkasse Berlin und anschließend als Lagerverwalter im Verlag für Bauwesen, war dort aber mehr als zwei Drittel meiner eigentlichen Arbeitszeit krank geschrieben. So nahm es denn auch kein Wunder, dass ich gleich nach der Wende 1989 aus „betrieblichen Gründen“, so der Fachjargon, auf die Straße gesetzt wurde. Ich meldete mich Arbeitslos und begann noch eine Umschulung zum Schriftsetzer, die ich aber ebenfalls kurze Zeit später, aus gesundheitlichen Gründen, trotz guter Noten, abbrechen musste.

Berlin war ein teures Pflaster geworden. Ein halbwegs anständiges und menschenwürdiges Leben, war mit dem bisschen Arbeitslosengeld nicht mehr möglich. Meine Zukunft stand, seit der Herausgabe der „Bild – Zeitung“ in Ostberlin, in den Sternen und die verhiessen nichts Gutes. Mein Stern, der einst als Militärmusikschüler leuchtend aufgegangen war, versank jetzt in der Bedeutungslosigkeit. Auf Drängen meiner Mutter und anderer Verwandter, die noch auf der Insel Rügen wohnten, entschloss ich mich 1990 in meine Heimatstadt Bergen zurückzukehren. Himmelmann half mir noch beim Umzug. Er hatte sich kurz vorher noch, in einem öffentlichen Brief in der „BZ am Abend“, als Homosexueller geoutet. Den Artikel hatte ich gemeinsam mit ihm an der Schreibmaschine verfasst. Es war das letzte Mal, dass ich etwas für ihn tat, was mir völlig zuwider war. Ich sah ihn danach nie wieder.

Auf den nicht unerheblichen Kosten des Umzuges blieb meine Mutter sitzen, da sich das Sozialamt Berlin weigerte sie zu übernehmen, da wir den Antrag auf Erstattung erst nach dem Umzug und nicht schon vorher gestellt hatten. Solidarität und

Kulanz sind Eigenschaften, die der neuen Gesellschaftsordnung wohl fremd waren. Wir in den ehemaligen ostdeutschen Gebieten, mussten in einem schmerzvollen Prozess erst lernen, dass sich hier jeder selbst der Nächste ist! Früher, zu DDR – Zeiten, kannte man noch jeden seiner Nachbarn und pflegte zu den meisten von Ihnen ein freundschaftliches Verhältnis. Heute lernt man seine Nachbarn allenfalls beim Gerichtsprozess kennen und nicht unbedingt schätzen. Armes Deutschland!!!

XIII. Kapitel

Irgendwo im Nirgendwo

Über die folgenden 7 Jahre gibt es eigentlich nicht viel zu berichten. Ich bezog eine kleine 1 – Raum – Wohnung im Bergener Stadtteil Rotensee, einer mehr oder weniger hässlichen Plattenbausiedlung, einem Überbleibsel der sozialistischen Wohnungsbaupolitik. Meine anfängliche Euphorie war bald den Unannehmlichkeiten eines Leben Müssens in der harten Realität einer kalten Gesellschaft gewichen.

Um wieder auf die Füße zu kommen, versuchte ich noch einmal ein Umschulung zum Rechtsanwaltsgehilfen zu absolvieren, scheiterte aber trotz guter Noten, wieder an meiner inzwischen unheilbar gewordenen Erkrankung. Mein damaliger Psychiater tat daraufhin das einzig Richtige und beantragte für mich eine Erwerbsunfähigkeitsrente, auf die ich allerdings 2 ½ Jahre warten musste. Bis dahin hielt ich mich, mehr schlecht als recht, mit Arbeitslosengeld und Sozialhilfe über Wasser. Ohne die ständige finanzielle Unterstützung meiner Verwandten wäre ich aufgeschmissen gewesen.

Mit der vielen freien Zeit, die ich jetzt hatte, wusste ich nichts anzufangen. Ich verfiel in eine völlige Apathie. Meine einzige Freizeitbeschäftigung bestand Jahre lang nur noch im Fernsehen, wobei ich mir den größten Schrott wie „Dallas“ oder „General Hospital“ rein zog, Essen und Schlafen. Trotz zahlreicher Verwandter, fühlte ich mich einsam und ausgegrenzt. Meine Krankheit war für andere Menschen nicht leicht zu ertragen. Ein großer Halt waren in dieser Zeit meine Mutter, meine Schwester und mein bester Freund aus Schulzeiten, Walli, die immer für mich da waren, wenn ich Hilfe brauchte.

Meine Krankheit zeigte die seltsamsten Auswüchse. Die Stimmen in meinem Kopf, die mich Tag und Nacht mit ihrer Anwesenheit beehrten, machten mir Angst. Ständig drohten sie mir damit, mich zu vergiften oder auf andere schreckliche Weise umzubringen und ich verbrachte die Zeit damit herumzurätseln, welchem in der Realität existierenden, bösen Menschen die Stimmen wohl gehören könnten, ohne je zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Mal verdächtigte ich diesen und mal jemand anderen, was mich nur noch mehr in Schwierigkeiten und die Leute gegen mich aufbrachte. Es war anderen schwer zu vermitteln, dass das ständige Misstrauen ein Teil meiner Krankheit war. Eine Krankheit die ich mir weder ausgesucht, noch herbeigesehnt hatte! Diese unheimlichen Stimmen zu hören, war wie Tag und Nacht mit jemandem zu telefonieren, ohne zu wissen, wer am anderen Ende der Leitung war.

Mein Psychiater verschrieb mir immer höhere Dosen Psychopharmaka. Vor allem Haldol – Tabletten mit fatalen Auswirkungen. Die Nebenwirkungen waren noch schwerwiegender, als die eigentliche Krankheit. Ich wurde von Todesängsten, Panikattacken und fast täglichem Hyperventilieren heimgesucht, so dass ich oft meine Hausärztin, Frau Dr. Ingeborg Wahl bzw. Ihren Mann, die in Bergen eine Gemeinschaftspraxis unterhielten, zur Hilfe rufen musste. Frau Dr. Wahl hat mich immer eher wie einen Sohn, als wie einen Patienten behandelt, trotz meiner Macken und Fehler und mir nie einen Vorwurf gemacht. Trotzdem könnte ich mir gut vorstellen, dass Sie mich in dieser Zeit so manches Mal verflucht haben wird, besonders wenn ich mitten in der Nacht bei ihr Zuhause anrief und um Hilfe bat. Dennoch, ich habe nie wieder einen Arzt oder eine Ärztin erlebt, die dermaßen sozial engagiert war, wie diese Frau, die ich über alles verehere, und

die vor allem arme Patienten nicht nur hinsichtlich ihrer Wehwehchen unterstützte. Auch heute noch, Jahre nach ihrem aktiven Arbeitsleben und meinem Umzug nach Stralsund, ist sie sehr an meinem Schicksal sowie an meiner schriftstellerischen Tätigkeit interessiert und wir haben immer noch regen Briefkontakt.

Anstatt meine Medikamente über den Tag verteilt zu nehmen, es waren inzwischen 8 Tabletten, eine volle Überdosierung, wie ich später erfuhr, nahm ich sie abends alle auf einmal, um wenigstens nachts meine Ruhe vor den Stimmen zu haben. Die Folge davon waren beängstigende Reisen in die so genannte Astralwelt. Einer Welt zwischen Leben und Tod. Die Existenz dieser Astralwelt kann ich, ebenso wie viele andere Menschen, die über Nahtoderfahrungen verfügen, aus eigener Anschauung bestätigen. Dabei löst sich die fein stoffliche, aus purer Energie bestehende Seele bzw. das Bewusstsein aus dem Körper, um nach einem kurzfristigen Aufenthalt in der Zwischenwelt, wieder in den Körper zurückzukehren. Allerdings muss ich zugeben, dass das verlassen der Seele aus dem Körper, sowie der spätere Eintritt in denselben, mehr als unangenehm ist.

Ich kann mich noch sehr gut an meine erste Astralreise erinnern. Wir schrieben das Jahr 1996. Es war zwischen 23.30 - 24.00 Uhr. Nachdem ich wieder acht Haldol – Tabletten geschluckt hatte, begab ich mich zu Bett und versuchte krampfhaft einzuschlafen, aber es klappte nicht so richtig. Schließlich fiel ich in eine Art Halbschlaf, als ich urplötzlich von einem starken Sog erfasst wurde. Ich hatte das Gefühl, als versuche jemand Unsichtbares, mich mit aller Gewalt aus dem Bett zu ziehen. Krampfhaft versuchte ich mich dagegen zu wehren und klammerte mich an meinem Bett fest. Doch ich hatte keine Chance. Bestürzt bemerkte ich, wie meine Seele aus meinem Körper geradezu herausgeschleudert wurde.

Mühe los durchdrang ich die Wände und Fenster meiner Wohnung. In rasender Geschwindigkeit flog ich durch eine Art Licht – oder Zeittunnel, vorbei an Sternen und Planeten. Ich vermag nicht mehr zu sagen, wie lange es dauerte, bis ich an meinen Zielort gelangte. Dieser Ort erinnerte mich stark an den griechischen Olymp – sozusagen meinem Paradies.

Nachdem ich einen der vielen griechischen Tempel betreten hatte, empfing mich, zu meinem größten Erstaunen, mein schon seit mehreren Jahren verstorbener Vater. War dies auch sein Paradies? Er sah genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung behalten hatte, als er noch jung und gesund war. Als erstes wies er mich an, mich in einem großen, römischen Bad ausgiebig zu reinigen. Nachdem die Prozedur beendet war, reichte er mir ein weißes, römisches oder griechisches Gewand. Er selbst trug ebenfalls eine gleichfarbige Toga.

Anschließend führte er mich durch eine Bildergalerie Alter Meister. Holländer, Flamen, Italiener, Deutsche. Es schien hier nichts zu geben, was es nicht gab. Ich war tief beeindruckt.

Nach unserem Rundgang, bat mich mein Vater ihn in ein modern eingerichtetes Café' zu begleiten. Ich folgte seinem Wunsch. Nachdem wir uns an einen runden Tisch gesetzt hatten, bestellte er etwas zu trinken und reichte mir eine dicke Zigarre. Ich war heil froh, dass es im Paradies kein Nichtraucherschutzgesetz gab. Während wir gemeinsam dem Genuss des Tabaks frönten, warnte er mich eindringlich vor den Gefahren, die mich in meinem 38. Lebensjahr erwarten würde. Er meinte, wenn ich nicht sehr vorsichtig wäre, würde ich dieses Jahr nicht überleben. Tatsächlich hatte ich in diesem Jahr eine schwere Bauspeicheldrüsenentzündung, die ich nur denkbar knapp, mit sehr viel Glück und dank engagierter und kompetenter Ärzte und Schwestern überlebte. Die Ironie des Schicksals daran war, dass die Angst vor eben diesem Jahr,

einer der Auslöser für meine spätere Trunksucht war.

Nach der Warnung, verabschiedete mich mein Vater und ich kam auf demselben Weg zurück, auf dem ich gekommen war. In meiner Wohnung angelangt, bemerkte ich, zu meiner größten Bestürzung, dass ich über meinem Körper schwebte. Ich sah mich leblos auf dem Fußboden unter meiner Stehlampe neben dem Bett liegen. Mein Mund war weit geöffnet. Das kleine Licht brannte. Verzweifelt versuchte ich nachzudenken, wie ich wieder in meinen Körper gelangen könnte. Schließlich gelang es mir durch den geöffneten Mund wieder in mich einzudringen. Sekunden, vielleicht auch Minuten oder Stunden später, kam ich wieder zu mir. Mein Herz raste, ich atmete schwer, als hätte ich einen langen, schnellen Marathonlauf hinter mir und rang nach Luft. Doch eines wusste ich genau. Das alles war kein Traum! Das hatte ich wirklich erlebt! Ich erlebte in dieser Zeit noch drei, vier weitere dieser so genannten Astralreisen. Meinen Vater jedoch sah ich nie wieder.

Ein normales Leben mit dieser Überdosierung von Psychopharmaka war nicht mehr möglich. Die Stimmen blieben hartnäckig, egal wie viele Medikamente ich einnahm und die Nebenwirkungen waren schlimmer, als die eigentliche Erkrankung. An eine neue Freundin war zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht zu denken. Dieses verfluchte Haldol, löste neben schweren Panikattacken, ständiger Todesangst und Hyperventilation, auch Gliedmaßenversteifungen aus. Nur eben nicht an der richtigen Stelle. Sex war ein Fremdwort für mich geworden, denn bei mir in der Hose rührte sich über 7 Jahre lang gar nichts mehr und Viagra für den kleinen Freund gab es damals noch nicht. Die Ärzte versuchten zwar Verschiedenes, wie z.B. Behandlung mit hoch dosiertem Vitamin E, aber immer musste das Verfahren nach einiger Zeit

wegen Geringfügigkeit wieder eingestellt werden.

Die Nebenwirkungen wurden immer verheerender, so dass mich meine Hausärztin Fr. Dr. Wahl 1997 in die offene Psychiatrie ins Krankenhaus West in Stralsund einweisen ließ. Es dauerte lange, bis ich mit den Mitpatienten und den Ärzten einigermaßen klar kam, denn die Stimmen waren furchtbar und gingen mit der Angst vor anderen Menschen einher, die bald zur Manie wurde. Denn das eigentlich Schlimme daran Stimmen zu hören, ist der untrügliche Eindruck, dass andere Menschen sie mithören können und kein Doktor oder Professor kann sie davon überzeugen, dass es nicht so ist. Denn die verschobene Realität eines psychisch Kranken ist ein ganz andere. Die Geister in meinem Kopf, die ich nicht gerufen hatte, kommentierten jeden Schritt, den ich tat und jeden meiner Gedanken. Und je mehr Medikamente die behandelnden Ärzte in mich hineinstopften, umso schlimmer wurden die Stimmen. Sie fingen an zu schreien, so dass ich bald keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte. Sprach ich die Ärzte daraufhin an, bestritten sie vehement sowohl die Nebenwirkungen, als auch dessen Auswüchse, bis ich die Nase gestrichen voll hatte. Ich wusste ganz genau, dass es die Psychopharmaka waren, die die quälenden Stimmen verursachten und setzte sie kurzerhand ab. Ich spülte sie im Klo runter und versuchte es stattdessen mit autogenem Training. Schon bald ging es mir sichtlich besser. Es war, als wäre das ganze Gift aus meinem Körper nach und nach herausgespült worden. Ich konnte mit den anderen Patienten wieder ganz normal verkehren und meine humorvolle Ader kam wieder zum Vorschein.

Ich lernte dort eine Frau kennen, die zwar 9 Jahre älter, als ich, aber für ihre 40 Lenze noch sehr attraktiv war. Sie hieß Undine, hatte zwei erwachsene Kinder und war anscheinend mit einem

Mann verheiratet, der zwar einen ganze Menge Kohle besaß, aber dafür auch ständig fremdging, was bei ihr zu schweren Depressionen geführt hatte.

Es dauerte nicht lange, bis wir uns ineinander verliebten. Ich hatte endlich eine Frau gefunden, die mich auch mit der Diagnose „Schizophrenie zu lieben schien und Undine suchte den Halt bei mir, den sie bei ihrem Angetrauten nicht mehr fand. Eines Abends, saßen wir eng nebeneinander auf einer Bank im Park des Klinikums und ich überlegte ob ich sie in den Arm nehmen und küssen sollte. Meine Schüchternheit schien mir wieder einen der gar nicht lustigen Streiche spielen zu wollen. Da nahm sie mir kurzerhand die Entscheidung ab und gab mir einen langen Kuss. Der erste, den ich von einer hübschen Frau bekam, ich weiß nicht, nach wie vielen endlosen Jahren der Einsamkeit. Der Bann war gebrochen.

An meinem 33. Geburtstag beantragten wir Ausgang und feierten ihn gemeinsam in der Stadt. Mit einem Bier, ebenfalls dem ersten nach vielen Jahren, denn ich hatte mich nie getraut zusätzlich zu den Psychopharmaka auch noch Alkohol zu trinken. Viel zu groß war meine Angst, mich damit zu vergiften.

Auch nach meiner Entlassung, im August 1997, hielt ich die Beziehung zu meiner neuen Freundin aufrecht. Anfangs besuchte ich sie regelmäßig im Krankenhaus und danach war sie an Wochenenden bei mir zu Hause zu Gast. Manche Tage verbrachten wir komplett in den Federn, obwohl ich zuerst aufgrund der Nebenwirkungen der Medikamente, die ich im Krankenhaus einnehmen musste und die trotz des Absetzens noch lange anhielten, wieder einmal Schwierigkeiten mit meiner Manneskraft hatte. Es war kein ordentlicher Ständer, den sie da in den Händen hielt. Es war nur ein Ständchen, das ich ihr darbringen konnte. Aber mit der Zeit wurde es besser.

Undine erfüllte mir alle sexuellen Wünsche, die sich bei mir und meinem kleinen Freund mit den Jahren angesammelt hatte. Es war die schönste Zeit meines Lebens!

In mir regte sich wieder mein Kinderwunsch und endlich schien auch meine Geliebte bereit, mir diesen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. Doch was sollte aus dem Kind werden? Ich war mit meiner kleinen Rente praktisch mittellos und Undine von ihrem Mann finanziell abhängig. So kamen wir überein, das Kind, sollte es wirklich klappen, ihrem Mann unterzuschieben, um es für die Zukunft abzusichern. Das ganze Leben schien mir auf einmal wie ein Wunder, das nicht enden wollte. Doch auch Wunder haben ihre Macken.

Eines Tages teilte mir Undine schriftlich mit, dass sie sich von mir trennen wolle. Die wahren Gründe waren mir schleierhaft. Nun gut, ich wusste natürlich, dass sie ihren Mann noch immer liebte. Schließlich hatte sie ihre erste große Liebe geheiratet. Aber im Stillen hatte ich doch immer gehofft, meine neue Freundin würde sich am Ende doch noch für mich und ein gemeinsames Leben entscheiden. Doch Pustekuchen! Wieder war das Schicksal nicht auf meiner Seite. Wieder hatte es mich verarscht. Irgendwie konnte es mich nicht leiden. Es machte ihm einen Heidenspaß, mir wieder und wieder in die Eier zu treten. Was sollte das? Ich hatte doch nur noch Eins? Können Sie sich vorstellen, wie schmerzhaft so was ist?

Ich fiel wieder einmal in ein großes, schwarzes Loch und die Wände waren glatt, so dass es schwierig war, wieder herauszukommen! Als ich sie ein halbes Jahr später noch einmal wieder traf, beichtete sie mir, dass sie schwanger gewesen sei und das Kind im vierten Monat verloren habe. Ob ich der Vater des Kleinen gewesen wäre oder ihr Gatte, weiß ich bis heute nicht. Es wäre wohl auch zu schön gewesen!

Auch wenn diese kleine Affäre, die fast zwei Jahre dauerte, im

Endeffekt wieder einmal sehr traurig für mich endete, so gab mir doch dieses einschneidende Erlebnis einen ungeheuren Auftrieb. Nach einer depressiven Phase, in der ich Undine nachtrauerte, kaufte ich mir einen Computer und ein Keyboard, natürlich auf Abzahlung, begann wieder zu lesen, zu schreiben und zu musizieren. Mit anderen Worten, ich begann wieder zu leben.

Mein bester Freund Walli, machte mich eines Tages mit den Schriften und Filmen von Erich von Däniken bekannt. Für Geschichte hatte ich mich ja schon immer interessiert. Aber diese Theorien waren etwas ganz Neues und Faszinierendes für mich. Ich verschlang die Bücher dieses „neuen Propheten“ geradezu. Mein Schulfreund versorgte mich regelmäßig mit Nachschub. So las ich z.B. „Das Auge der Sphinx“ innerhalb eines Tages und einer Nacht von vorn bis hinten durch. Ich konnte nicht genug davon bekommen. Diese völlig andere Darstellung der Geschichte der Menschheit war für mich, im Gegensatz zu den Bibelgeschichten oder der herkömmlichen Darstellung, die bei mir schon immer viele Fragen aufgeworfen hatte, einleuchtend und logisch und ich machte sie mir zu Eigen. Kurze Zeit später wurde ich Mitglied der AAS, der Ancient Astronaut Society und begann bald meine eigenen Theorien zu entwickeln und niederzuschreiben. Mir ging es wieder richtig gut, obwohl die Stimmen in meinem Kopf mich weiterhin auf allen Wegen begleiteten.

Im Krankenhaus hatte ich zu Malen angefangen und schloss mich einer Freizeitkünstlergruppe unter der Leitung von Frau Margot Schuldt an. Einer sehr klugen und künstlerisch begabten Frau, die ganz tolle Bilder malte und die meisten davon verschenkte. Obwohl ich in der Gruppe, in der ich jahrelang tätig war, nie das schaffte, was ich eigentlich schaffen wollte, so liebte ich doch die intelligenten Gespräche mit den

Teilnehmern. Eine Geschichtslehrerin und gute Freundin, die ich ebenfalls in dieser Zeit kennen gelernt hatte, war so freundlich mich in ihrem Auto dorthin zu begleiten und eines Tages sollte sie mir das Leben retten.

Dann begann das Jahr 2000. Für mich eines der verheerendsten Jahre. Durch die Teilnahme an 6 Umzügen, war ich psychisch so gestresst, dass ich anfang, regelmäßig zu trinken, bis zu 12 Bier am Tag. Da das Haus meiner Mutter und mir aufwendig saniert wurde, steckte man uns kurzerhand zusammen in eine kleine Vierraumwohnung. Eine Wohnung mit großen Pappeln vor den Fenstern, die trotz Hochsommers, keinen einzigen Sonnenstrahl hereinließen, so dass die Bude ewig kalt war. Die Heizung hatte man abgestellt. Es war ja Sommer. Meine Mutter bewohnte, mehr schlecht als recht, das Wohnzimmer, während ich mich im Schlafzimmer eingerichtet hatte. Die anderen Zimmer waren mit Möbeln voll gestellt. Denn schließlich waren es zwei separate Haushalte gewesen, die man in dieser Bruchbude untergebracht hatte. Ich habe mich nie in einer Wohnung so unwohl gefühlt, wie in dieser! Jeden Tag schleppte ich Beutelweise Bier an, während ich nebenbei einen Vortrag über antike Philosophien für die Volkshochschule ausarbeitete. Meine Mutter mochte es nicht, wenn ich trank. Aber sie schwieg dazu, wie so oft in meinem späteren Leben. Das halbe Jahr gezwungenermaßen Zusammenleben war eine Qual, aber es ging vorüber.

Nach der Sanierung zogen meine Mutter und ich in denselben Aufgang. Unsere Verwandten und mein Schulfreund Walli hatten uns bei den Umzügen geholfen. Über der Wohnung meiner Mutter, war kurz vor den Umbauten der Mieter verstorben, so dass ich mir meinen sehnlichsten Wunsch erfüllen und in eine 50 qm – 2 – Raum – Wohnung mit großem Balkon ziehen konnte. Darüber, dass ich sie mir mit meiner

kleinen Rente eigentlich überhaupt nicht leisten konnte, machte ich mir damals überhaupt keine Gedanken, wie über viele Sachen nicht. Vor dem Umzug, hatte ich mir fest vorgenommen, mit dem Trinken aufzuhören. Aber der Wille war stark und das Fleisch war schwach. Zudem hatte ich mich mit meinem arbeitslosen Nachbarn angefreundet, der neben mir die 1 – Raum – Wohnung bewohnte und dessen liebste Freizeitbeschäftigung ebenfalls aus Bier trinken bestand. Wegen seiner geringen Körpergröße und seinen kurz geschorenen Haaren erinnerte er mich immer an einen Rehpinscher. Nicht, dass er ein schlechter Kerl gewesen wäre. Ganz im Gegenteil. Er war höflich, zuvorkommend und sehr hilfsbereit, so lange er nüchtern war. Er hatte eben nur diesen einen kleinen Fehler. Natürlich kann ich meinen Freund nicht für das, was mir kurze Zeit später fast das Leben kosten sollte, verantwortlich machen. Denn ich war Derjenige, der hätte „Nein“ sagen müssen. Aber vielleicht wäre es nicht so weit gekommen, wenn ich an jemand anderen gelangt wäre.

So zechten wir über ein Jahr lang, meist überaus belustigt, ganze Nächte hindurch. Da ich dazu auch noch rauchte wie ein Schlot, wirkte sich dieser Raubbau mit der Gesundheit schließlich auf meinen Blutdruck und auf meine Bauchspeicheldrüse aus. Als ich einmal den Mann von Frau Dr. Wahl zu Hilfe rief, weil ich durch den übermäßigen Alkoholgenuss wieder einmal Hyperventilierte, sah er mich vorwurfsvoll an und meinte lakonisch:“ Eigentlich dachte ich immer, Sie wären ein intelligenter Mensch, aber jetzt muss ich meine Meinung wohl revidieren!“ Ich bin sicherlich nicht so zart besaitet. Aber das hatte wirklich wehgetan!

Dass das auf lange Zeit nicht gut gehen konnte, wird wohl Jedem einleuchten. Zuerst dachte ich es wäre der Magen, denn ab und an, wenn ich zuviel gepichelt hatte, musste ich mich

übergeben. Doch dabei blieb es nicht. Es wurde immer schlimmer. Bald behielt ich überhaupt nichts mehr im Magen, egal, was ich auch aß oder trank. In dieser Zeit wurde das Klo mein bester Freund und Gefährte, das sich nie darüber beschwerte, wenn ich es anbrüllte. Ich versuchte mit dem Trinken aufzuhören, aber mein Wille war nicht stark und der Leidensdruck wohl noch nicht hoch genug.

Eines Tages lud mich meine gute Freundin Jutta zu einem Seminar nach Berlin ein. Ich fühlte mich krank, schwach und hatte eigentlich überhaupt keinen Bock darauf. Aber ich traute mich nicht, sie schon wieder zu enttäuschen. Also sagte ich zu. Eine mit Sicherheit Lebensrettende Entscheidung, denn kurz nach unserer Ankunft nach Berlin brach ich in einem Hotel mit so großen Bauchschmerzen zusammen, wie ich sie noch nie in meinem Leben gefühlt hatte. Jutta und ihr Bruder sorgten dafür, dass mich ein Hotelpage ins nächst gelegene Klinikum, dem katholischen „ Franziskus –Krankenhaus“ in der Budapester Straße am Bahnhof Zoo, brachte, nachdem ein Rettungswagen beim besten Willen nicht zu bekommen war bzw. frühestens in vier Stunden.

In der Klinik angekommen, wurde ich gründlich untersucht und da ich heftige Schmerzen in der rechten Seite hatte, diagnostizierte man eine Blinddarmentzündung und entschloss sich zur sofortigen Operation.

Mitten in der Nacht wachte ich auf der Intensivstation wieder auf. Die behandelnde Ärztin teilte mir mit, dass es zwar nicht der Blinddarm gewesen sei, der mir zu schaffen gemacht hatte, sie ihn aber trotzdem prophylaktisch entfernt hätten. Stattdessen sei eine schwere Bauchspeicheldrüsenentzündung festgestellt worden, die unbedingt stationär behandelt werden müsse und die auch durchaus tödlich enden könne. Es ging mir beschissen, wie noch nie zuvor in meinem Leben. Doch ich

beschloss zu kämpfen und konnte schon am nächsten Tag auf eine normale Station verlegt werden. Zu dieser Zeit war der Bauchspeicheldrüsenwert auf über 21 000, normal sind 18. Das lebenswichtige Verdauungsorgan hatte begonnen, sich selbst zu verdauen. Ich war nicht nur halb tot, ich fühlte mich auch so. Ich hatte Schmerzen, die sich kein Mensch vorstellen kann und die mit einem Morphinumhaltigen Präparat im Zaum gehalten wurden. Der Chefarzt sagte mir öfter, dass so eine schwere Erkrankung auch tödlich enden könne. Aber mein Lebenswille war stark. Ich dachte nicht daran zu sterben. Egal wie schlecht es mir auch ging. Ich konnte ganz deutlich spüren: „Ich war noch nicht dran!“

Zwei lange Monate musste ich am Tropf hängen, während ich den anderen beim Essen und Trinken zusehen durfte. Jeden Tag tropfte mir der Zahn. Während ich um mein Leben kämpfte, scherzte ich mit den Mitpatienten und den Pflegern und Schwester, die mir alle in der langen Zeit ans Herz wuchsen. Besonders die junge Schwesternschülerin Marlen, der ich zum Schluss das „Du“ angeboten hatte und mit der mich noch hinterher eine lange Brieffreundschaft verband, hatte es mir angetan.

Zwei oder dreimal machte sich meine Mutter auf den langen Weg nach Berlin, um mir frische Wäsche zu bringen. Schon damals eine echte Strapaze für die in die Jahre gekommene alte Frau.

Kurz vor meinem Geburtstag im Juli, war ich zwar noch nicht ganz wieder über den Berg, konnte aber, nachdem man mich langsam wieder an feste Nahrung gewöhnt hatte, wieder nach Hause entlassen werden. Meine Schwester und mein Schwager holten mich mit dem Auto ab. Ich war immer noch unheimlich geschwächt und die Fahrt war sehr anstrengend.

Das ganze nächste Jahr hielt ich mich streng an das

Alkoholverbot und die verordnete strenge Diät. Meine Mutter kochte für mich und es dauerte, relativ gesehen, nicht lange, bis meine Blutwerte wieder normal waren. In dieser Zeit schwor ich mir nie wieder einen Schluck Alkohol anzufassen, was ich auch mehr als drei Jahre durchhielt. Aber sag niemals Nie! Der Mensch vergisst schnell und ich weiß nicht, ob sich das Schicksal von mir noch einmal so herausfordern lässt. Diesmal hatte ich noch einmal Schwein gehabt!

XIV. Kapitel

Der Rechte in der Linkspartei

Ich hatte den Eindruck, dass die Todesnähe während der schweren Erkrankung irgendwie mein Bewusstsein erweitert hatte. Ich begann Bücher zu schreiben und befasste mich mit allen möglichen Dingen. Ich fühlte mich wie aufgedreht. So las ich eines Tages ein Buch von Adrian Gilbert und Maurice Cotterell mit dem Titel „Die Prophezeiungen der Maya“ in dem es u.a. um die Entschlüsselung der in Stein gemeißelten Zeichnungen auf der Grabplatte von Palenque ging. Ich fand dieses Thema hoch interessant und begann mich eingehender damit zu befassen. Obwohl ich die Theorien der beiden Autoren und die daraus hervorgegangenen Schlussfolgerungen in vielen Punkten nicht zu teilen vermochte, so fand ich doch eines überaus bemerkenswert. Nämlich den Versuch der Forscher, das Geheimnis der Grabplatte zu lüften, wobei mich weniger das Resultat, als die Methodik des Entschlüsselungsversuches faszinierte. Mit großem Aufwand und Eifer, der in meinen Augen weit übertrieben war, benötigten sie fünf so genannte Ebenen, für die Beweisführung ihrer Theorie. Die Deutung der Grabplatte, auf der nach Meinung Erich von Dänikens, ein Astronaut in seinem Raumschiff dargestellt ist, bewegt sich ausnahmslos im Reich der Mythologie. Für mich, als Hobbyforscher, wurde es erst ab der zweiten Ebene interessant, die sich letztendlich als Schlüssel zu meiner eigenen Theorie erweisen sollte.

Cotterell und Gilbert war es in ihren aufwendigen Nachforschungen aufgefallen, dass an den beiden Ecken der Grabplatte die Ecken fehlten und sie fragten sich, warum sich die Bildhauer die Mühe gemacht hatten, ein solches Meisterwerk in Stein zu hauen und dann die Ecken einfach

abzubrechen bzw. abzuschneiden. Das musste etwas zu bedeuten haben! Und so kamen sie schließlich, nach etlichen Versuchen, auf die Idee, die schon vorhandenen Zeichen zu spiegeln. Mit einigem Erfolg, wie sich herausstellen sollte. Sie benutzten dazu eine Transparentkopie der Bilder und Motive auf der Platte.

Das Geniale an der Theorie der beiden Autoren, lag für mich in dem durchaus richtigen Grundgedanken, dass der Schlüssel zur Lösung des Rätsels, in der Spiegelung des Randfrieses lag. Aber ich fand diese Idee im Endeffekt nur im Ansatz richtig. Warum nur im Ansatz? Nun, das ist einfach zu erklären. Bei der einfachen Spiegelung der beiden Forscher, ergeben sich nur aus der oberen und unteren Randleiste der Grabplatte, sinnvolle Bilder, wie etwa das Gesicht eines Raubvogels mit seiner Beute im Schnabel, einem Tigergesicht und dem Kopf eines Hundes. Soweit konnte ich den Ausführungen noch folgen. Bei den Deutungsversuchen der eigentlichen Glyphen, das sind in Stein gehauene Bilder, auf der rechten und linken Seite der Platte, fängt dann die Theorie der Schriftsteller auch schon gewaltig an zu bröckeln. Das was sie auf den Abbildungen zu sehen glaubten, wie z.B. Tonatiuh, den Sonnengott der Maya, den sterbenden Fürsten Pacal sowie das vermeintliche Abbild seiner großen Ohren, konnte ich bei aller Phantasie nicht im mindesten nachvollziehen und hielt es teilweise für völlig absurd.

Eines schönen Tages, als ich bei herrlichstem Sonnenschein, wir schrieben den 2. August 2002, auf dem Balkon meiner Wohnung saß und genüsslich einen Kaffee schlürfte, fing es an mir zu dämmern. Wenn eine abgetrennte Ecke eine Spiegelung bedeutete, mussten dann nicht zwei abgetrennte Ecken gleichzeitig eine doppelte Spiegelung bedeuten? Ich begann Feuer zu fangen. So bewaffnete ich mich mit Bleistift und

Papier und versuchte die Spiegelungen auf meinem Reißbrett nachzuvollziehen, womit ich auch keine besonders große Mühe hatte. Dabei fiel mir bei genauerer Betrachtung auf, dass viele, eigentlich alle, Abbildungen der einfachen Spiegelung nach oben hin offen waren. Das konnte nur bedeuten dass hier etwas fehlte. Also beschloss ich, die schon vorhandenen Glyphen von Gilbert und Cotterell noch einmal um 180° zu drehen und spiegelverkehrt auf das schon vorhandene Schriftzeichen aufzusetzen. Das Ergebnis war selbst für mich verblüffend. Das, was die Autoren in ihren Aufzeichnungen z.B. für ein Lebkuchenmuster gehalten hatte, ergab jetzt ein Doppelsternbild. Wollten die Maya, oder wer auch immer die Grabplatte geschaffen haben mag, hier den Sirius darstellen? Ein anderes Zeichen, ergab das Symbol der Kukulcans, einem der Hauptgötter der Maya, in Form des Rückenmusters der Ahau Can – Schlange, seines Wappentieres.

Ich arbeitete drei Tage und Nächte an der Entschlüsselung der Glyphen, bis ich zu einem befriedigenden Ergebnis gelangt war. Meiner Meinung nach, stellen die Glyphen, in ihrer Gesamtheit, die wahre Schöpfungsgeschichte der Menschheit dar, die wohl doch nicht in einer darwinistischen, langwierigen und stetigen Entwicklungsgeschichte der Spezies Mensch, sondern vielmehr in einem Jahrtausende zurückliegenden Gen – Experiment von außerirdischen “Göttern“ zu liegen scheint. Meine Forschungsergebnisse habe ich in dem Buch „Das Rätsel von Palenque – Waren die Götter der Maya Astronauten?“ niedergeschrieben. Leider konnte ich es bisher aus finanziellen Gründen nicht veröffentlichen. Natürlich kann ich nicht hundertprozentig dafür garantieren, dass die Deutung der von mir entschlüsselten Glyphen richtig ist. Wer kann das schon? Aber, und diese Meinung teile ich mit vielen Menschen, die dieses Buch gelesen haben. Ich bin mir absolut sicher, dass

der Weg zur Entschlüsselung, nämlich die „doppelte Spiegelung“ richtig ist. Vielleicht haben ja eines Tages mehr Menschen Gelegenheit, meine Schriften zu lesen!

Trotz meiner Erfolge, fühlte ich mich einsam. Eine feste Freundin hatte ich nicht und mein alter Schulfreund Walli kam nur noch selten auf ein Bier vorbei. Was war zu tun? Ich musste etwas unternehmen, einerseits um neue soziale Kontakte zu knüpfen und andererseits um mich persönlich weiterzuentwickeln. Was lag da näher, als die Politik, denn politisch interessiert war ich schon immer. Da ich selbst zu den sozial Schwachen zählte, kam für mich nur die PDS in Frage.

Zu DDR –Zeiten hatte ich es immer rundweg abgelehnt in die SED einzutreten, weil mir schon damals, d.h. als 17 – Jähriger, durchaus klar war, dass die Partei nichts für Leute war, die eine eigene Meinung vertreten wollten. Und eines war mir auch klar. Der viel gepriesene Marxismus hatte seine Eigenheiten. Sicher, die Bücher von Karl Marx waren geniale Schriften von einem genialen Denker, aber aufgrund seiner hochgestochenen Stilistik, für die kleinen Leute, für die sie eigentlich bestimmt waren, nicht lesbar und mit Sicherheit unverständlich. Man kann den Marxismus nicht verstehen, wenn man vorher nicht gründlich seine Grundlagen studiert hat. Wem z. B. ist schon bekannt, dass Marx in seiner an der Uni Jena erschienenen Dissertation, über die Differenzen zwischen der demokritischen und der epikureischen Atomtheorie philosophiert hat. Ja, die Philosophien der ersten Atomtheoretiker Leukip, Demokrit und Epikur, gehören genauso zu den Grundlagen des Marxismus, wie die Schriften von Kant und Hegel. Die Gesellschaftswissenschaften, die an der Militärmusikschule in Prora gelehrt wurden, bestanden eigentlich aus nichts weiter, als sinnlosem Nachgeplappere stur auswendig gelernter, marxistisch – leninistischer Texte, ohne das sie die Masse der

Leute je verstanden oder gar verinnerlicht hätte. Nichts als sinnloses Gewäsch. Man mag meine damalige Begeisterung für antike Philosophien zwar für einen Spleen gehalten haben, aber bei den Prüfungen in den politischen Fächern, erwies sie sich als durchaus nützlich.

Mancher, der mich von früher kannte, wird sich vielleicht gefragt haben, was ich ausgerechnet in einer linken Partei wollte, denn in meiner Kindheit und Jugend war ich als Rechter verschrien. Und das nur, weil ich eines Tages, alte Fotos meiner Verwandten in Wehrmachtsuniform, mit zur Schule brachte. Einer war darauf in Unteroffiziersuniform mit einer Parabellum Luger 08 an seiner Seite abgebildet. Ist es nicht merkwürdig einer Pistole, die zum Töten erfunden und produziert worden ist, den Namen „Gegen den Krieg“ zu geben? Denn nichts anderes bedeutet das lateinische „parabellum“! In der Tat gab es einige Verwandte von mir, die in der Deutschen Wehrmacht, der Kriegsmarine oder der SS gedient hatten, wie z.B. ein Onkel meiner Mutter, der im KZ Buchenwald zum Aufsichtspersonal gehört haben, aber an die Ostfront versetzt und dort gefallen sein soll, weil er nicht hart genug mit den Gefangenen umgegangen war.

Bei meinen Schulfreunden jedenfalls erregten diese Fotos großes Aufsehen. Und plötzlich wurde aus einem völlig unscheinbaren Jungen eine Art Führungspersönlichkeit und aus Kurthi – „Adolf“. Sicher, es wurde keine Massenbewegung, so wie sie in dem Fernsehfilm „Die Welle“ auf beeindruckende Weise dargestellt worden ist. Aber wenn ich den Schulhof betrat, gab es damals nicht wenige Jungs, die ihren rechten Arm vor mir zum Gruß erhoben und das wohlgemerkt zu DDR – Zeiten. Ich kann nicht umhin zuzugeben, dass ich das neue Aufsehen und die Macht, die ich jetzt hatte, genoss. Tja, so schnell kann aus einem Niemand ein Jemand werden!

Und dennoch. Ich war kein kleiner Diktator und ich war erst recht kein Adolf Hitler, der Himmler und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um ganze Völker auszurotten. Gewalt gegenüber Andersdenkenden habe ich immer abgelehnt! Dennoch geht mir, trotz meiner linken Einstellung, Pazifismus nicht über alles. Bei einem möglichen Angriff auf mein Leben bzw. das meiner Familie, meine Gesundheit oder meine persönliche Freiheit, würde ich ohne weiteres vom Faustrecht Gebrauch machen und wenn es sein muss auch töten. Denn siehe: Wer zu spät zuschlägt, den bestraft das Leben! Und das nicht selten mit dem Tod! Der große, römische Feldherr und Diktator Gaius Julius Caesar machte in seinem Leben nur einen einzigen großen Fehler. Er verzieh seinen Feinden und machte sie zu seinen Freunden. Von diesen guten Freunden, wurde er kurze Zeit später im Jahre 44 v. Chr. ermordet. Darunter Brutus, den er als seinen Freund und Sohn ansah. Kann uns dies nicht eigentlich nur eines lehren: Vernichte deine Feinde, bevor sie dich vernichten? Das mag radikal klingen, dürfte aber wohl nicht ganz falsch sein, wie uns die Geschichte lehrt.

Ich suchte 2005 eine neue politische Heimat und neue Freunde. Und so kam, was kommen musste. Am 15. November 2005 wurde ich offiziell Mitglied der PDS, der späteren „Linkspartei“. Ich dachte, als Linkshänder wäre ich dort auch sehr gut aufgehoben. Aber ganz im Ernst. Ich wurde von meinen Genossen von Anfang an mit offenen Armen aufgenommen. Hier fand ich die Freunde, die mir immer gefehlt hatten und die mit mir intellektuell gesehen auf gleicher Stufe standen. Da man beizeiten meine schriftstellerischen Fähigkeiten erkannt hatte, bot man mir gleich am ersten Tag die Mitarbeit in der Redaktion des parteieigenen „Rügen – Blattes“ an. Mit Eifer stürzte ich mich in die neue Arbeit und schrieb mehrere, viel beachtete Artikel, die vor satirischen

Seitenhieben auf die schwarz – rote Koalition nur so strotzten. Auf Seite 261 kleines Beispiel.

Ich fühlte mich in dieser Partei pudelwohl. Ich war beliebt und anerkannt. Man lud mich zu Kreistagen und Kreisparteitagen ein. Den Höhepunkt bildete eine Fahrt in den Landtag in das Schweriner Schloss. Man gönnt sich ja sonst nichts. Auch wenn ich unsere linken Abgeordneten bewunderte, so konnte ich mich doch des Eindrucks nicht erwehren, dass die Redner der anderen großen Volksparteien rhetorisch besser ausgebildet waren. Die Reden meiner Genossen beeindruckten mich nicht wirklich.

Dann kam das Jahr 2006, eines der verheerendsten Jahre meines Lebens. Nicht nur das ich mehr und mehr Schwierigkeiten in psychischer Hinsicht bekam, weil ich mich offensichtlich überarbeitet hatte, auch in der Beziehung zu den anderen Mitgliedern meiner Partei begann es zu kriseln. Viele politische Entscheidungen, konnte ich beim besten Willen nicht mehr nachvollziehen, so z.B. die Entscheidung, selbst bei einem Wahlerfolg, nach so langer Regierungszeit, aus der rot – roten Koalition auszusteigen und freiwillig in die Opposition zu gehen. Meiner Ansicht nach total hirnrissig, denn wenn ich wirklich etwas für die Menschen erreichen will, kann ich das nun mal nur von der Regierungsbank aus tun. In der der Opposition kann ich nur das Maul aufreißen und andere kritisieren, weil ich ja selbst nichts zu verantworten habe. Für mich nicht nur eine falsche, sondern auch eine feige Politik. Die Links – Partei ist einmal mit der Maßgabe angetreten, insbesondere etwas für die kleinen Leute zu tun, aber bin ich einmal in der Opposition, habe ich, mit den entsprechenden Mehrheitsverhältnissen des politischen Gegners, nicht mehr wirklich was zu melden.

Ein andern mal machte ich in der Parteiversammlung meiner



Rügen-Blatt

16. Jahrgang
Nr. 7
1. Juli 2004

Linke Informationsklausur für Rügens Bürger und Gäste

Wochen-Verkauf einer od. mehr Heft- ausgabe	Preis für Bestände von „Ankerberg“ der Fakultät III	Verantwortlich od. red. Inhaberin: Ingeborg Dübe	Ans-Red-Beleg Neuankunftsstelle für Red. in der Höhe 11	Abdruckrecht Nutzung ohne Ver- tragung
0,1	0,1	0,1	0,1	0,1



Not Welcome Mr. Bush

Wir alle „lehnen“ dem Besuch des US-Präsidenten Bush in Rügen ab.
George W. Bush - mehr als jeder Name für den wir uns
wachen „Antifaschistischer“ und „Antifaschistischer“. Gerade der
Kaiser W. „Amerika“ Bush, gegenüber den Deutschen, und im Herbst
eine 100-jährige und 100-jährige...

Wir sind immer - er wird kommen - so es uns nicht sehr hoch
kommen hat unter aller Bundesstaaten und „Gänge der Welt“
Anges. Meist die beiden angesehen und die über fünf Millionen
Menschen (Staatliche) nicht mit, erweckt, die nach Meinung der
Bundesregierung als so fast zum ersten Mal, werden sich größten
Vorzügen auf die Wähler, mit denen Wahlergebnisse gewonnen
werden können, versuchen, die für Bush-Besuch zum ersten Mal
gesprochen werden wird er bereits, natürlich und teilweise, er wird
im Sommer diesen Staat für den „Jahr“.

Präsident Bush hat Deutschland mehr Angst als international über
die so es wird zu werden, was gewisse Unterschiede gegenüber
anderen, man den Bürgern nicht in einem anderen Gänge gehen darf
und die seine Meinung für diesen Besuch jedoch entgegen
sich der „Antifaschistischer“ hat nicht mit Teilnehmern in seinen an-
gewiesenen Präsidenten kann sein was seine absolute Macht besitzt,
und es wird in Deutschland.

Für die Nichtparteilichkeit gibt es allerdings genügend Gründe
tatsächlich hat der amerikanische „Ankerberg“ auch genügend auf
den Welt.

Die große Verantwortung ist Bush, hat Angaben von so genannten
„Antifaschistischer“ und von Seiten und Antifaschistischer die so
in die Ankerberge auf das World Trade Center trafen.

Der Topfmeister dieses im Leben wird nicht gefunden, weil er, bei,
Kontakten leben und Aussagen von Michael Obama, nicht ge-
funden werden soll. Es ist gefährlich wenn selbst, wenn die US-
Präsident, diese Werte, selbst, Ex-Präsidenten und Ob-Chief war, so
wie seine hochrangige Mitglieder seiner Administration ist. Derjenige
speziellere Beziehungen unterhalten, die die die Institution der
WTC-Ankerberge gefüllt werden ist es ein offenes Geheimnis, das
unwahrscheinlich, die Bedeutung der letzten Seite, Wirkung! Präsi-
dent hat und nicht die Verantwortung ang zu werden sind.

Auf der Seite des antifašchistischen Präsidenten und seinen Kontakten
und es gibt 2. September eine Bush die US - antifašchistische Geheim-
dienste vornehmlich Antifaschistischer und Antifaschistischer, das
eine besondere Menschen das Leben kosten wird und die die Arbeit
auf das World Trade Center und der Welt wird nicht sein in der Über-
zeit werden seine Verantwortung ist in diesem Tag ein Nichtparteilich-
auf auf die Verantwortung der, Teilnehmern gehen.

Neues Gefährdungsmittel wurde durch US - Präsident Bush für seine
Verhalten und die Menge - Antifaschistischer in die Bundes-
regiere Deutschland soll es werden sein für diesen Staat!
Die deutsche CDU-Ministerpräsident Edmund Stoiber hat sich aber immer
wieder für Antifaschistischer gefordert, selbst ist es in 12 mal, auch
ohne ein Plan in der Verantwortung ist... Antifaschistischer.

Ortsgruppe, eine hochrangige Persönlichkeit aus der Ministerriege des Landtages Mecklenburg – Vorpommern verbal zur Schnecke, weil sie meiner Meinung nach Betrug am Wähler begangen hatte, als sie sich in der Frage der Kreisgebietsreform anders entschieden hatte, als auf dem Wahlparteitag. Als Höhepunkt brach ich dann auch noch in einer der Reaktionssitzungen einen Disput über Nationalstolz vom Zaun. Eine gewisse Großkotzigkeit, während der schon voll eingesetzten schizophrenen Psychose, kann ich leider nicht von der Hand weisen, ist aber ein nicht unbedeutender Teil dieser Erkrankung, der sehr häufig bei Betroffenen vorkommt. Meine roten Parteigenossen wussten wohl nicht mehr so genau, ob mein Herz wirklich noch „links“ schlug oder ob es sich jetzt auf dem „rechten“ Fleck befand.

Schließlich wurde ich nach meinen Krankenhausaufenthalten von meinen Genossen fallen gelassen wie eine heiße Kartoffel. Nur der ehemalige Chefredakteur des „Rügen - Blattes“ Thomas Fleischer hielt noch zu mir. Wie es dazu kam, möchte ich Ihnen, liebe Leser, im folgenden Kapitel erzählen. Alles begann damit, dass mir eine gute Freundin ein Buch über den berühmten Hellseher und Astrologen Nostradamus auslieh

XV. Kapitel

Die Rückkehr des Nostradamus

Wenn ich ehrlich bin, kann ich mich an die Anfänge meiner letzten schweren Psychose, oder besser gesagt, an das, was die Psychiater dafür hielten, nur noch dunkel erinnern.

Wir schrieben das Jahr 2006. Ich war zu damaliger Zeit Mitglied der Linkspartei und arbeitete ehrenamtlich in der Redaktion des parteieigenen „Rügenblattes“ mit. Zudem schrieb ich an mehreren Büchern gleichzeitig u.a. dem Taschenbuch „Die große Illusion der Schöpfung“. Zu allem Überfluss, beschäftigte ich mich auch noch intensiv mit der Übersetzung der Verse des Nostradamus von für 1997 – 2008, was mir wohl letztendlich das Genick brach. Ich arbeitete Tag und Nacht wie ein Besessener, zum Schluss ohne Pausen zu machen und ohne den notwendigen Schlaf.

Das Letzte, an das ich mich bewusst erinnere, ist die Nacht, in der ich die letzten Verse des Nostradamus übersetzte. Mir war bei dem Studium der Originaltexte auf den ersten Blick aufgefallen, dass diese nicht in Altfranzösisch verschlüsselt waren, sondern in Latein. Warum sollte auch ein Franzose seine Voraussagen in der damals gängigen Landessprache, also Altfranzösisch, verschlüsseln? Das wäre ja genauso dämlich, als wenn ich als Deutscher meine Visionen in Hochdeutsch verschlüsseln würde, die jeder halbwegs gebildete Mensch mit Kreuzworträtselerfahrung wieder entschlüsseln könnte. Wohl kaum das, was Nostradamus beabsichtigt haben dürfte! Merkwürdigerweise waren, wie sich später herausstellte, alle 11 Verse wohl richtig übersetzt, denn das, was ich bzw. der angebliche Hellseher für 1997 - 2008 vorausgesagt hatten, traf alles wirklich ein, wie z.B. der Klimawandel, die beiden Irakkriege und die weltweite Suche nach Osama bin Laden,

dem Bösewicht, der weltweit gesucht, aber nicht gefunden wird, weil er auf Anweisung höchster Kreise nicht gefunden werden soll. So zumindest hat sich Nostradamus ausgedrückt. Auch mit der Übersetzung seines Testamentes an seinen Sohn Caesar hatte ich keinerlei Schwierigkeiten. So berichtet darin der berühmte Arzt und Astrologe, dass seine Vorhersagen keinen hellseherischen Fähigkeiten zu verdanken waren, so wie allgemein angenommen, sondern, wie er sich selbst ausdrückt, einem mysteriösen Objekt, das er kurz vor seinem Tod und trotz schwerer Krankheit, einem ebenso mysteriösen „König von Jerusalem“ anvertraute. War dieser „König von Jerusalem“ der Führer einer geheimen Sekte, wie den Freimaurern, den Templern oder den Illuminati? Und war dieses nicht näher bezeichnete Objekt eine Art Computer, Laptop oder gar einer der geheimnisvollen „sprechenden Kristallköpfe“ aus dem Mayareich? Und war Nostradamus selbst ein Zeitreisender, so wie es einer meiner Freunde vermutet? Meine Interpretation seines Namens, lässt diese Möglichkeit zumindest offen. So hat meiner Ansicht nach der Name „Nostradamus“ nichts mit der Kathedrale „Nôtre Dame“ zu tun, sondern setzt sich aus den beiden lateinischen Wörtern „nostra“ = neu und „adamus“ = Mensch zusammen, wobei das a in der Mitte vermutlich sowohl als End- – als auch Anfangsbuchstabe fungiert und was zusammengesetzt den Begriff „Neuer Mensch“ ergibt. Für das Denken eines aufgeklärten Menschen, wie Nostradamus, erscheint mir diese Version auch durchaus passend. Übrigens, was seinen angeblichen Drogenkonsum, der, laut offizieller Darstellung, für seine Visionen verantwortlich sein soll, anbetrifft. Würde ein Mensch, der wie ich selbst und auch Nostradamus sein Leben lang Angst davor hatte vergiftet zu werden, wirklich das Risiko eingehen Drogen zu nehmen? Ich zumindest habe das nie getan!

Lassen Sie uns an dieser Stelle ein bisschen spekulieren. Stellen Sie sich vor, Nostradamus wäre ein Mensch, der in unserer Zeit, vermutlich dem 20. Jahrhundert, geboren worden wäre. Warum nicht an meinem Geburtstag, dem 25.07.1963? Stellen Sie sich weiter vor, ich hätte mich mein Leben lang, ebenso wie Nostradamus, mit Philosophie und Geschichte beschäftigt, was ja auch den Tatsachen entspricht. In der Tat konnte ich beim Studium der Biographie des großen Astrologen viele Gemeinsamkeiten in unseren Lebensläufen und Charaktereigenschaften feststellen.

So wird der vielseitige Gelehrte von einem Freund wie folgt beschrieben: „Nostradamus war etwas unter Mittelgröße, kräftig im Körperbau, von munterem Wesen und stets gut gelaunt. Er hatte eine hohe Stirn, eine gerade Nase, graue Augen, einen sanften Blick, der im Zorn Flammen sprühen konnte. Hinter seinem Ernst verbarg sich ein schalkhafter Humor, er lachte gern und oft. Der Seher hatte rote Wangen, sein Augenlicht blieb gut bis zuletzt.“ Mag es reiner Zufall sein oder nicht, aber all dies trifft haargenau auch auf mich zu.

Weiterhin widmete sich der Gelehrte dem Studium des Humanismus. Er drang in den ursprünglichen Geist der Antike ein, und wir können beobachten, dass ihm die heitere Götterwelt der Griechen und Römer ebenso vertraut wurde wie die Gottheit und die Heiligen des Christentums. Von seinen Freunden wurde er aufgrund seines Interesses für den Sternenhimmel der „kleine Sternenfreund“ genannt. Ist es auch nur Zufall, dass Nostradamus und ich übereinstimmend und völlig unabhängig voneinander unser Leben als „Kassandraschicksal“ bzw. den „Fluch der Cassandra“ bezeichneten? Wie ich dazu komme? Oft habe ich den Eindruck über telepathische Kräfte und die dazugehörigen Stimmen zu verfügen, die anscheinend auch zahlreiche

Menschen hören können. Warum sollte ich sonst von wildfremden Menschen auf der Straße beschimpft und beleidigt werden, wenn ich so genannte Psychosen habe, also Stimmen höre? Allein die Mitglieder meiner Familie behaupten ständig das Gegenteil. Eben wie bei der trojanischen Königstochter Cassandra, die die Gabe besaß die Zukunft vorauszusagen, jedoch von dem Fluch verfolgt wurde, dass ihr niemand glaubte. Auch wenn es Ihnen vielleicht unglaublich erscheint, aber ich habe bereits 2006 in meiner nur handschriftlich vorliegenden Broschüre „UTOPIA II – WEGE AUS DER KRISE“ die Weltwirtschaftskrise und die Teilverstaatlichung von Banken und Großbetrieben vorausgesagt. Dafür gibt es Beweise und auch Zeugen. Doch zurück zu Nostradamus.

Es gibt zwischen ihm und mir noch weitere zahlreiche Übereinstimmungen. So wurde ich z.B. von meinen Freunden an der Militärmusikschule der „kleine Philosoph“ genannt. Genauso wie Nostradamus beschäftigte ich mich schon in meiner Kindheit vorzugsweise mit der griechisch – römischen Geschichte und dem Studium von Humanismus und antiken Philosophien, wobei ich von der „Freundschaftslehre“ des Epikur am meisten begeistert bin. Und in der Tat kann ich der Götterwelt der Griechen und Römer sehr viel mehr abgewinnen, als dem christlichen Gott und der christlichen Lehre, obwohl ich mich auch mit dieser, aus reinem wissenschaftlichen Interesse, intensiv beschäftigt habe. Ich schätze die griechische Götterwelt mehr, ganz einfach aus dem Grunde, weil die antiken Götter voller menschlicher Schwächen waren und keine unfehlbaren und teils sadistischen Überwesen wie z.B. Jehova. Die Menschlichkeit ist es, die die antiken Götter für mich so sympathisch macht.

Ebenso wie Nostradamus, hasse ich die christliche Kirche, weil sie in Wirklichkeit unmenschlich und intolerant ist, und habe oft genug die sie symbolisierenden Kreuze verflucht. Jedes mal wenn mich meine Eltern als kleines Kind in eine Kirche geschleppt haben, gruselte es mich so sehr, dass mir kalte Schauer über den Rücken liefen. Apropos Kirchen. Waren diese unheimlichen Träume von einer großen Kathedrale, die wie ein überdimensionaler Klotz in die Landschaft gestellt zu sein schien und diese stickige, gespenstische Gruft, die ich trotz größter Angst dennoch betrat, weil ich mich einfach nicht dagegen wehren konnte, die mich im Vorfeld dieser Ereignisse so oft verfolgt hatten, auch nur reiner Zufall? War es die Gruft des Nostradamus in der Kathedrale Nôtre Dame? Und wer waren diese mysteriösen Mönche in ihren braunen Kutten, die mich dort Unten empfingen und geheime Rituale zu zelebrieren schienen, in deren Mittelpunkt ein Totenschädel auf einem kleinen Altar stand? Gehörten sie einer Sekte an? Und was wollten sie von mir? Jahre später sollte ich es auf ebenso mysteriöse und geheimnisvolle Art erfahren. Für mich jedenfalls, symbolisieren diese dunklen, unheimlichen Kirchen nur den Tod und nicht das Leben und den Himmel, denn wenn ich in den Himmel gelangen will, muss ich vorher erst sterben und der Himmel brauchte schon immer die Hölle um im Geschäft zu bleiben! Soviel dazu! Doch lassen Sie uns munter weiter spekulieren!

Nostradamus sagt in seinen Schriften voraus, dass im Jahre 2026 ein Medikament zur Lebensverlängerung und Verjüngung erfunden wird. Nehmen wir einmal an, dies wäre korrekt. In diesem Jahr würde ich 63 werden. Hätte also recht gute Chancen dieses Alter zu erreichen und vielleicht unsterblich zu werden. Wie würde dieses neue Leben eines quasi „neuen Menschen“ aussehen? Ich könnte z.B. studieren,

möglicherweise Astronomie oder Raumfahrttechnik und irgendwann zu den Sternen fliegen. Ich hätte ja jetzt dafür eine unbegrenzte Zeit zur Verfügung und in einem vielleicht besseren und gerechteren Staat, in dem es kein Geld und keine Studiengebühren mehr gibt und in dem man nur noch arbeitet um sich selbst zu verwirklichen, auch die Möglichkeiten dazu.

Die Vorausagen des angeblichen Sehers reichen bis ins Jahr 3000, was natürlich die blödsinnige Behauptung, Nostradamus hätte für das Jahr 2000 n. Chr. den Weltuntergang vorausgesagt, ad absurdum führt, denn warum sollte der Gelehrte Voraussagen bis übers Jahr 3000 hinaus für die Menschheit machen, wenn er genau wüsste, dass im Jahr 2000 die Welt untergeht?

Wie können wir uns also die Zukunft in diesem Zeitalter vorstellen.

Wir befinden uns im Raumfahrtzeitalter. Ständig werden neue Planeten die humanoides Leben aufweisen entdeckt und natürlich auch bereist. Zeitreisen sind längst schon keine Seltenheit mehr. Die Menschen altern aufgrund moderner Medizin nicht mehr, werden nicht mehr krank und sterben natürlich auch nicht. Wird die ganze Welt steril sein? Eine Welt ohne schädlichen Tabak, Alkohol und illegalen Drogen? Eine Welt mit Cybersex? Ich z.B. bin leidenschaftlicher Raucher und trinke auch gern mal ein Bier. Was ist, wenn es das alles nicht mehr gibt, quasi eine stinklangweilige Welt, die mich dazu veranlasst hat im Jahre 3000 n. Chr. in der Zeit zurückzureisen um mich endlich mal wieder menschlichen Vergnügungen hinzugeben und, was auch unvermeidlich wäre, in der anderen Welt zu sterben? War ich aufgrund meines Wissensstandes vielleicht neugierig ob es ein Leben nach dem Tod wirklich gibt und wie es aussehen mag? Eine entsprechende Lebenslegende für die Behörden, nach meinem

plötzlichen auftauchen im Mittelalter, wäre sicherlich schnell gefunden und mit der Bestechung kirchlicher Beamter entsprechende Einträge ins Melderegister eine Kleinigkeit. Mit Hilfe eines Laptops, der in dieser Zeit sicherlich nicht wieder aufgeladen zu werden bräuchte, könnte ich jederzeit in die Geschichte blicken und entsprechende, exakte Vorhersagen treffen, die mein Einkommen in dieser Zeit sichern. Nostradamus jedenfalls waren sein genauer Todeszeitpunkt, Art und Ort seines Todes genauestens bekannt und er war fest davon überzeugt ca. 400 Jahre später wiedergeboren zu werden, weil die Zeit, die in der Tat nur eine Illusion ist, in einem ewigen Kreislauf rotiert. Woher hatte er dieses Wissen, wenn nicht aus der Zukunft? In seiner letzten Voraussage für das Jahr 3000 empfiehlt der Astrologe den Menschen, die Erde zu verlassen und ins Weltall zu expandieren. Kann man die Zukunft nur dann voraussagen, wenn man selbst dort gewesen ist?

Es mag nachts zwischen 1 und 2 Uhr gewesen sein, als ich gerade die Textstelle: „Ich habe die Zeit für dich angehalten. Setze du sie wieder in Gang!“ übersetzt hatte, als die Lichter in meiner Wohnung erloschen und sämtliche Uhren stehen blieben, was, so unglaublich es auch klingen mag, tatsächlich passiert ist und mit Sicherheit keine schizophrene Wahnidee darstellt! In der Tat gelang es mir, trotz aller erdenklichen Bemühungen, erst nach meinem Aufenthalt im Therapiezentrum und dem Umzug nach Stralsund, meine Standuhr wieder in Gang zu setzen. Weiterhin gaben in den folgenden 3 Tagen fast sämtliche technischen Geräte ihren „Geist“ auf. Wie von Geisterhand fiel zuerst der Drucker, dann der Computer und zum guten Schluss die Stereoanlage aus. Alles nur noch Schrott! War das die Folge des plötzlichen Stromausfalls, quasi einer Überspannung, oder hatte ich mich

mit der Übersetzung der nostradamischen Texte auf ein Spiel mir dem Bösen, der dunklen Seite der Macht eingelassen? Ist es dem Menschen nicht bestimmt in die Zukunft zu sehen? War es die Strafe Gottes, weil ich ihm ins Handwerk gepfuscht hatte?

Nach dieser Gruseleinlage, fiel mir das Buch aus der Hand und mein Gehirn wurde von einer Art Blitzen durchzuckt. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Sätze wie „Ich bin Nostradamus“, „Ich selbst bin der Antichrist“ schossen unablässig durch meinen Kopf. War es wieder nur ein schauerlicher Zufall, dass Nostradamus seine Wiedergeburt für das Jahr 2006 und astrologisch gesehen, in einem Doppellöwen d.h., in einem Menschen mit Sternzeichen Löwe und Aszendent Löwe vorausgesagt hatte. Damals jedenfalls war ich felsenfest der Überzeugung, dass ich dieser Mensch war. Denn zufälligerweise bin ich Doppellöwe und wir schrieben Ostern 2006, dem Fest, an dem die Auferstehung Jesus Christus in der westlichen Welt gefeiert wird, kurz vor der vorausgesagten Wiederkehr des Antichristen am 6.6.2006 und dem Todesdatum des Nostradamus dem 2. Juli 1566. Alles wirklich nur Zufall? Oder das mir bestimmte Schicksal, denn an Zufälle glaube ich seit dieser Zeit nicht mehr. War ich selbst die Reinkarnation des Nostradamus und gleichzeitig der Antichrist?

Urplötzlich war ich in einer magischen, fremden Welt gefangen, aus der es scheinbar kein Entrinnen mehr gab. Wie von Sinnen tigerte ich durch meine 2 – Raum – Wohnung, drehte mich wie unter Zwang und fremd gesteuert um meine eigene Achse, bis mir schwindelig wurde. Und das tagelang. Irgendetwas oder Irgendjemand zwang mich Karfreitag, dem Tag der Kreuzigung, mich wie Jesus am Kreuz auf den Fußboden meiner Stube zu legen. Obwohl alles scheinbar nur in meiner Psyche passierte, konnte ich körperlich spüren wie

man große Nägel zwischen Elle und Speiche in meine Unterarme und in die Füße schlug. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich vor Schmerzen grauenhaft schrie. Dieses Etwas hatte völlige Gewalt über mein Bewusstsein erlangt. Ich hatte nicht die geringste Chance mich dagegen zu wehren. Es zwang mich meinen Körper mit brennenden Zigaretten zu verbrennen. War es wieder nur Zufall, dass ich mich genau an der Stelle verbrannte, an der Jesus am Kreuz angeblich von einem römischen Soldaten mit einem Speer verletzt worden sein soll? Wollte mir Jehova, dieser grausame Gott der Juden und Christen, den ich mein Leben lang verspottet und verleugnet hatte, beweisen, dass es ihn und die Auferstehung wirklich gibt? Gekreuzigt am Boden liegend, wurde ich von starken Visionen, die die Vergangenheit und die Zukunft betrafen, heimgesucht, fühlte mich vom Geist meines seit langem verstorbenen Vaters verfolgt und wurde das fruchtbare Gefühl nicht mehr los, tot und in der Hölle gelandet zu sein. Ich sah in einer Vision bildlich vor mir, was hätte passieren können, wenn ich damals wirklich aus dem 10. Stockwerk meiner Berliner Wohnung gesprungen wäre. Meine Mutter, die von meinen Nachbarn informiert worden war, ließ mich ins VP – Krankenhaus bringen. Ich sah, wie ich querschnittsgelähmt im Koma lag. Meine Annabella kümmerte sich rührend um mich und versuchte anscheinend jahrelang vergeblich mich aus dem Wachkoma zu holen. Ich konnte alles hören und sehen und litt wie ein Tier darunter, dass ich mich meiner geliebten Krankenschwester und meiner Mutter nicht mitteilen konnte.

Als ich am Boden meiner Stube liegend wieder zu mir kam, merkte ich dass ich bitterlich weinte und Annabella anflehte, mich endlich wieder ins Leben zurückzuholen. Doch es war vergeblich. Mit Schrecken sah ich in einer weiteren Vision, wie

ich sieben Jahre später in den Armen meines Pummelchens starb, ohne jemals wieder zu mir gekommen zu sein. Meine Mutter brachte sich kurze Zeit später um, weil sie die jahrelange Ungewissheit und meinen Tod nicht verkraften konnte.

Es dauerte lange, bis ich wieder zu mir kam. Ich muss Stunden, sozusagen psychisch gekreuzigt, ich weiß nicht, wie ich es sonst ausdrücken sollte, auf dem Boden gelegen haben, bevor ich mich wieder erheben konnte. Mich schauderte. Was, wenn ich damals wirklich gesprungen oder aus dem Fenster geworfen worden war, seitdem im Koma lag und alles, was ich seitdem erlebt hatte nur als eine Art Traum in meinem Gehirn existierte. War die Welt in der ich lebte wirklich real oder nichts weiter als eine große Illusion?

Ich saß vor dem laufenden Fernseher und sah trotzdem nichts. In Visionen sah ich wie mein Vater an einem unheilbaren Gehirntumor starb und starb auf der Couch liegend denselben grauenhaften Tod. Ich sah ich, wie mein angeblich bester Freund Udo, derjenige war, der damals bei meinem Selbstmordversuch in der Tür stand, wie er mich aus Eifersucht bewusstlos schlug und anschließend versuchte meine Wohnung in Brand zu setzen, indem er Zeitungspapier und Topflappen auf den Herd legte und diesen auf volle Stufe stellte. Anschließend flüchtete er und überließ mich meinem Schicksal. Ich sehe noch heute das Entsetzen in seinen Augen, als er mich Tage später lebend vor seiner Tür stehen sah. Und woher konnte er wissen, dass mir niemand geholfen hatte zu überleben, so wie ich es lange Zeit geglaubt habe, wenn er nicht selbst dabei gewesen ist? Doch das wurde mir erst Jahre später bewusst. Tatsächlich litt ich in der Folgezeit dieser merkwürdigen Psychose unter unwahrscheinlich vielen *Deja vu*'s, die die Visionen als Wahrheit zu bestätigen schienen.

Genährt wurde dieses Gefühl noch dadurch, dass ich auf der Strasse den Eindruck hatte, ein ganz unnatürliches Glänzen sämtlicher Autos wahrzunehmen. Gleich so, als gäbe es plötzlich keine schmutzigen Karosserien mehr. Konnte ich die Helligkeit plötzlich nicht mehr ertragen, weil ich die Welt mit den Augen eines Toten sah, der 400 Jahre in der unheimlichen Dunkelheit einer Kirche begraben gelegen hatte? Jahre lang hatte ich mich der Hoffnung hingegeben, diese grauenhafte Kathedrale hätte nur in meinen Albträumen existiert. Bis mir im Dezember 2010 jemand eine Zeitung, genauer gesagt die Ostseezeitung für den Raum Stralsund für den 11./12. Dezember 2010 in den Briefkasten tat, die ich nicht bestellt hatte. Als ich sie aufschlug, stellte ich mit Entsetzen fest, dass in ihr eben dieses Gotteshaus auf der ersten Seite abgebildet war, mit einem entsprechenden Text dazu. Ich erkannte sie sofort wieder. Es handelte sich um die Kathedrale Sainte – Ce ‘cile in dem südfranzösischen Örtchen Albi. Nostradamus lässt schön grüßen! Verdammt mysteriös, oder?! Sie war genauso riesig und gruselig, wie ich sie in Erinnerung hatte. Auf der farbigen Abbildung liegt die Kirche wie ein riesiger Ziegelblock, der vom Himmel gefallen ist, auf der Anhöhe über dem Fluss Tarn. Genauso wie in meinen Albträumen hatte dieses Gebäude nur einen einzelnen Turm, der stolz und gigantisch ins Himmelblau ragt. Ich konnte sogar genau sagen, wo die langen, steilen Treppen zwischen den Häusern bis nach oben zur Plattform verliefen. Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken, als ich das Foto betrachtete. Und plötzlich wusste ich auch, wer diese merkwürdigen Typen in den braunen Kutten aus meinen Träumen gewesen waren, die mich in den Katakomben der Kirche empfangen und einem geheimen Ritual unterzogen hatten, in dem ein Totenschädel auf einem kleinen Altar eine große Rolle gespielt hatte. Dem

Zeitungsartikel nach, muss es sich um Mitglieder der Katharersekte gehandelt haben, auf dessen ehemaligen Heiligtümern die Kathedrale von Albi, als Machtdemonstration und Zeichen des Sieges der Katholischen Kirche über eben diesen Geheimbund, erbaut worden war.

Doch zurück zum Jahre 2006! Warum fing ich ohne ersichtlichen oder logischen Grund an, alles, was auch nur den Anschein von Schwarz hatte, aus meiner Wohnung und auf den Müll zu werfen, ganz egal, ob es sich um ein altes Möbelstück oder um einen neuen Drucker handelte, nur weil ich die Farbe Schwarz plötzlich als Symbol des Todes und als Bedrohung für mein Leben empfand? Alles Fragen, die nicht durch rationale, menschliche Logik beantwortet werden können. War das die große Illusion der Schöpfung, die ich in meinem Buch so anschaulich beschrieben hatte. War ich den Schöpfern damit vielleicht auf die Füße getreten? Oder liegt die Wahrheit ganz einfach nur darin begründet, dass Jemand aus meinem Bekanntenkreis, der vielleicht nicht gut auf mich zu sprechen ist, es witzig gefunden hat, mich ohne mein Wissen unter Drogen zu setzen. Nach meiner heutigen Analyse der damaligen Geschehnisse weist meiner Ansicht nach vieles auf einen LSD – Trip hin, wobei der Täter bzw. die Täterin meinen Tod bzw. den meiner Familie billigend in Kauf genommen haben muss!

Den Höhepunkt bildete dann Ostersonntag, dem Tag der Auferstehung. Nie in meinem ganzen vorangegangenen Leben wäre mir auch nur im Traum eingefallen, einen christlichen Feiertag zu begehen. Schließlich war ich überzeugter Atheist, der nur an das glaubte, was auch wissenschaftlich zu beweisen war und nicht an irgendwelche, lächerlichen Märchen aus der Bibel. Und was tat ich jetzt? Ich saß vor dem Fernseher, zog mir die Osterfeierlichkeiten des Vatikans rein, ließ mich vom

Papst, den ich immer für einen schwulen Hinterwäldler mit altertümlichen Ansichten und einer verlogenen Moral gehalten hatte, segnen und fühlte mich, als wäre ich gerade getauft worden. Hatte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank? Urplötzlich wurde mir bewusst, dass hier etwas oberfaul war und ich eine schwere Psychose haben musste. Ich tat das einzige Richtige und ging zum Notarzt. Das Geld für die Praxisgebühr lieh mir meine Schwester, weil ich wieder einmal restlos pleite war.

Ich saß in der Praxis und mir schien, als hätte sich mit einem Schlag die ganze Welt verändert. Ich wusste nicht mehr, ob alles nur eine grausige Illusion oder die Realität war. Im Wartezimmer saß eine junge, hübsche Frau mit schwarzen Augen und schwarzem Haar, die auch noch von oben bis unten mit schwarzen Sachen bekleidet war. Mit einem ziemlich unverschämten Blick sah sie mich unverwandt an und grinste frech in sich hinein. Ich war ziemlich irritiert und wusste nicht, ob sie nur eine wunderschöne Frau war, die mich vielleicht sympathisch fand, oder eine Abgesandte des Teufels oder des Todes, die sich über mich lustig machte. Im Hintergrund lief ein Fernseher, der Werbung für die Praxis zu machen schien, aber die bunten Bilder konnten mich von den wirren Gedanken in meinem Kopf auch nicht ablenken.

Es schien mir wie eine Ewigkeit, bis die diensthabende Ärztin mich aufrief. Ich versuchte ihr die stark religiös geprägten Ereignisse zu schildern, was wirklich nicht einfach war. Sie hörte mir geduldig zu und fragte mich, ob mir denn bewusst wäre, dass ich eine schizophrene Psychose hätte, was ich wahrheitsgemäß bejahte. Fast flehend bat ich die Doktorin, mir eine Faustanspritze zu geben und fragte sie, ob ich denn ihrer Meinung nach in einem psychiatrischen Krankenhaus nicht besser aufgehoben wäre? Aber ihrer Ansicht nach, war die

Tatsache, dass ich selbst erkannt hatte, dass ich psychisch krank war, ein guter Grund mich nicht ins Krankenhaus einzuweisen, worüber ich zum damaligen Zeitpunkt auch sehr froh war. Eine fatale Fehleinschätzung wie sich wenig später herausstellen sollte!

Zuhause angekommen merkte ich schnell, dass die Spritze, die mir sonst immer so gut geholfen hatte, nicht so wirkte, wie ich es eigentlich gewohnt war. Da ich aus gutem Grund eine Einweisung in die Psychiatrie vermeiden wollte, suchte ich den letzten Ausweg im Alkohol, das hieß in meinem Falle im Bier. Für jeden „normalen Menschen“, den es nicht wirklich gibt, eine absolute Scheißidee! Aber niemand von diesen Leuten, kann sich auch nur im Entferntesten in einen Schizophrenen hineinversetzen, der Stimmen hört. Für den Betroffenen sind die Stimmen im seinem Kopf, von denen auch bis heute kein Arzt oder Professor sagen kann, wie sie entstehen oder wo sie wirklich herkommen, eine Katastrophe. Stellen Sie sich vor, Sie sind in einen Raum mit einem Fernseher eingesperrt, der Tag und Nacht läuft und Sie haben auch nicht die geringste Möglichkeit ihn abzuschalten. Und das unter Umständen ein ganzes Leben lang. So ungefähr fühlt sich ein Schizophrener der Stimmen hört! Es ist eine Kunst, da nicht wahnsinnig zu werden! Natürlich können Sie den super schlaun Medizinern nicht beweisen, dass die Stimmen, die Sie hören echt sind. Warum nicht auch eine Art von Telepathie, die ja wissenschaftlich von Russen und Amerikanern längst bewiesen ist und real zu existieren scheint, auch wenn dieses Phänomen in der Öffentlichkeit weiterhin bestritten wird. Aber können Ihnen diese klugen Mediziner, die ihr Fachwissen nur aus Büchern haben und die sich in Wahrheit nicht im Mindesten in einen geistig Erkrankten hineinversetzen können, das Gegenteil beweisen? Nein, genau das können sie nicht! Und solange sie

dies nicht können, werden die Stimmen im Kopf für einen Schizophrenen immer ein Teil seiner Realität sein, egal ob sie Telepathie, real akustisch gewordene Stimme des Unterbewusstseins oder wirklich nur Einbildung sind. Ist für einen Menschen nicht alles in seiner Umgebung real, was er sehen und hören kann? Behaupten nicht selbst anerkannte Physiker, dass es auch eine andere Realität als die uns bekannte und scheinbar offensichtliche geben könnte? Niemand, der die Stimmen nicht wenigstens einmal im Leben selbst gehört hat, sollte sich anmaßen ein Urteil darüber abgeben zu können! Weder Arzt, noch ein völlig unbedarfter Laie!

Wie oben erwähnt, begann ich verstärkt Bier zu trinken. Das einzige was mir half, wenn alle Medikamente versagten, was wohl weniger dem Alkohol an sich zu verdanken sein dürfte, als viel mehr der Tatsache, dass der im Bier enthaltene Hopfen ein Beruhigungsmittel ist, das vermutlich mittels des Alkohols sofort ins Blut geht und in der Tat eine Stimmen vermindernde und beruhigende Wirkung zeigt. Der große Nachteil ist natürlich das hohe Suchtpotenzial, das schnell zu einer Alkoholabhängigkeit führen kann, die dann irgendwann nicht mehr zu kontrollieren ist. Der unerwünschte Endeffekt ist eine gegenteilige und Psychose verstärkende Wirkung, die natürlich kein Betroffener beabsichtigt. Aber hat man wirklich eine Wahl, wenn Medikamente, die einem eigentlich helfen sollen, außer unerwünschten Nebenwirkungen, wie z.B. Gliedmaßenversteifungen, unkontrollierten Zuckungen, Hypernervosität, schweren Panikattacken und sogar erhöhte Suizidgefahr, keinerlei Wirkung haben? Sind diese ganzen Psychopharmaka mit ihren paradoxen Nebenwirkungen, die ich mir mit Sicherheit nicht aus den Fingern gesogen habe, nicht wie eine Verhöhnung der psychisch kranken Opfer durch die Pharmaindustrie? Ich bin mir sicher, dass es heutzutage bereits

wirksame Medikamente gibt, um Krankheiten wie Schizophrenie oder Depressionen zu heilen. Aber was für ein Interesse sollte die Pharmaindustrie daran haben Menschen zu heilen? Mit Gesunden lässt sich kein Geld verdienen! Mit kranken, hilflosen Menschen Milliarden!

Vieles was sich mit mir im Jahr 2006 ereignet hat, ist im Nebel des Vergessens versunken. Es fällt mir auch heute noch schwer, die mysteriösen Ereignisse, gerade was die exakten zeitlichen Abläufe anbetrifft, zu rekonstruieren. Alles, was geblieben ist, ist nach wie vor das unbestimmte Gefühl, dass die Welt seit 2006 nicht mehr dieselbe ist und das dieses beängstigende Gefühl weder medizinisch, noch irgendwie anders wissenschaftlich und schon gleich gar nicht rational zu erklären ist. Die Welt ist nicht mehr dieselbe und ich bin nicht mehr derselbe! Aber dazu später.

Längst hatte ich die Kontrolle über mein bewusstes Ich verloren. Es war, als wäre mein Unterbewusstsein von unten nach oben gespült worden. Ständig hörte ich die Stimmen meines Vaters und von Annabella. Ich rannte stundenlang durch Bergen, um sie zu suchen. Logisch, dass ich sie nicht fand. Wie sollte meine geliebte Krankenschwester auch plötzlich von Berlin nach Bergen gekommen sein? Vermutlich werde ich in ihren Gedanken und Erinnerungen überhaupt keine Rolle mehr spielen. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Und wenn ich doch mal für ein oder zwei Stunden die Augen schloss, sah ich wieder diese schauerhafte, riesige Kathedrale aus hellem Sandstein mit den vielen Stufen und der muffigen, dunklen Gruft.

Das letzte, an das ich mich noch einigermaßen erinnern kann, ist der furchterliche Wutanfall, in dem ich sämtliches Inventar aus meiner Schrankwand und den CD – Ständern riss, in der Stube verteilte und wie von den drei Furien getrieben darauf

herum trampelte. Ich hasste diese ganzen Bilder und Bücher, auf die ich sonst so stolz war und ich hasste mein Wissen und mein Können, weil es mir nie etwas eingebracht hatte. Warum ich ausgerechnet meine Bücher und meine selbst gemalten Bilder bei dieser Raserei verschonte und nicht wie alles andere auf den Müll warf, muss wohl höhere Fügung gewesen sein.

Meine Schwester und unsere gemeinsame Freundin brachten mich mit erheblichen Schwierigkeiten schließlich zu Dr. Schmalfuß. Die beiden hatten kurz zuvor bei einem Besuch meiner Wohnung festgestellt, dass ich schon am frühen Morgen Alkohol konsumierte und sich große Sorgen um mich gemacht. Auf dem Weg zum Psychiater soll ich noch ein paar Mal ausgerissen sein um Annabella zu suchen, aber daran habe ich keine Erinnerung mehr.

Der Psychiater tat das einzig Richtige und bestellte sofort einen Krankenwagen, der mich in die Psychiatrie ins Krankenhaus West nach Stralsund bringen sollte. Unsere Bekannte passte auf, dass ich nicht wieder weglief. Die Fahrer waren ausgesprochen freundlich und hörten sich meine Theorien von den sadistischen Avatare, das sind die Götter oder Spieler, die diese Welt und uns Menschen vom Computer aus regieren, geduldig an und boten mir sogar an, im Wagen zu rauchen. Vielleicht waren sie ja der Meinung, dass mir ohnehin nicht mehr zu helfen sei. Einem Delinquenten gestattet man ja auch eine letzte Zigarette!

In meiner eigenen Welt von Tod, Teufel und der großen Illusion der Schöpfung gefangen, brachte man mich nach gut einer halben Stunde auf der Station 51 unter. Die Stimmen der Avatare spielten ihr böses Spiel mit mir und gaben mir haarsträubende Befehle, die ich, blöd wie ich nun mal bin, auch treudoof befolgte. Eine Schwester führte mich auf den Balkon, wo man rauchen konnte. Fatalerweise war meine Blase voll bis

oben hin und die „nette Stimme in meinem Kopf“ sagte:“ Pinkel doch hier hin!“. Was ich natürlich auch tat. Mir ging es in diesem Moment wie dem Mann der in die Wüste ging, sich nackt auszog und in einen großen Kaktus sprang. Warum er dies tat? Ganz einfach. Er hatte es damals für eine gute Idee gehalten! Die anwesenden Patienten dagegen hatten für meine brillante Idee überhaupt kein Verständnis und schimpften mich aus. Jemand sagte mir, dass sich so etwas nicht gehört, was mich nur noch mehr verwirrte. Was wusste der schon von der Macht der Avatare?! Natürlich musste ich die ganze Schweinerei wieder wegwischen, aber irgendwie fühlte ich mich sehr erleichtert. Eine Schwester brachte mich auf mein Zimmer, das von 3 weiteren Patienten bewohnt wurde und sagte mir, ich solle mich hinlegen und ausruhen. Auf einem Bett lagen hübsche, moderne Sachen und die Stimmen der Götter erklärten mir, dass sie die Sachen extra für mich bereit gelegt hätten und ich mich umziehen solle. Toll, dachte ich und entsprach ihrem Wunsch. Kurze Zeit später öffnete sich die Tür. Dem Mann entglitten die Gesichtszüge, bevor er mich richtig zur Sau machte. Es waren wohl seine Klamotten die ich an hatte und beunruhigt musste ich zur Kenntnis nehmen, dass er die Angelegenheit weder lustig noch amüsant fand. Ich fand seine Wut völlig unverständlich und zog die Sachen nur widerstrebend wieder aus. Was fiel ihm auch ein, die 1 A - Klamotten, die die Schöpfer extra für mich, der Reinkarnation des Nostradamus und des Antichristen, bereitgestellt hatten, für sich zu beanspruchen. Schwester Carolin, die man herbeigerufen hatte, entschärfte die Situation und verfrachtete mich in das einzige Einzelzimmer der Station, denn eigentlich war ich nicht der Typ, der sich so ganz ohne Gegenwehr „sein Eigentum“ wegnehmen ließ! Ich kenne nicht die exakten Bezeichnungen der Medikamente, die man damals in mich

hineintrichterte. Was ich allerdings mit Bestimmtheit sagen kann ist, dass sie sonderbare Gefühle in mir auslösten. So fand ich z.B. ganz plötzlich alle Menschen, egal ob Mann oder Frau, schön. Man hätte mir Frau Frankenstein oder Frau Merkel präsentieren können und ich hätte sie für Traumfrauen gehalten. Die ganze Welt war schön und wundervoll. Ich war den ganzen Tag voller Heiterkeit und lachte viel, ganz so, als hätten mich meine Eltern in meiner Kindheit zusammen mit einem Lachsack groß gezogen. Warum ich alles witzig fand, wusste ich wohl selber nicht. Wie konnte ich auch ahnen, dass es in der „neuen Welt“ Medikamente gab, die auf LSD aufgebaut waren, wie mir ein Mitpatient, dessen Vater selber Psychiater ist, durchaus glaubwürdig erklärte. Dieser Patient hieß übrigens Michael, war polnischer Abstammung, bisexuell, guckte dabei lieber Männern als Frauen auf den Arsch, obwohl er verheiratet war und ein Kind hatte und ein überzeugter rechtsradikaler Führer. Als Linker dachte ich belustigt, irgendwie sind die Nazis auch nicht mehr das, was sie mal waren! Trotz der auf den ersten Blick völlig verschiedenen politischen Ansichten, verstanden wir uns prächtig und wurden bald gute Freunde. Als wir über die bundesdeutsche Politik diskutierten, konnten wir feststellen, dass die Unterschiede zwischen Links und Rechts gar nicht so groß sind. War es nicht saudumm, dass sich unsere Parteien gegenseitig bekämpften und unsere Anhänger sich gegenseitig verprügelten. Schließlich hatten wir doch ein und denselben Feind – diese Bundesregierung unter Angela Merkel, der Froschkönigin der Herzen. Nach vielen Diskussionen wurde mir klar, dass Michi weit weniger radikal war, als er es eigentlich nach Außen hin sein wollte und dass sich unsere Ansichten eigentlich in so gut wie gar nichts unterschieden. Wir wollten eine Bundesrepublik in der alle Menschen Arbeit haben, der Reichtum gerecht

verteilt und das Soziale nicht nur eine Mogelpackung auf dem geduldigen Papier ist. In der Realität sieht es meiner Ansicht nach so aus, dass keine der großen so genannten Volksparteien ihre Namen wirklich verdient haben. In meinen Augen ist die CDU ebenso wenig christlich, wie die SPD sozial und mit dem einfachen Volk will von den „Volksvertretern“, welcher feinsinniger, ironischer Begriff, in Wirklichkeit niemand was zu tun haben! Ist es nicht irgendwie merkwürdig, dass eine Wahl allein durch Überhangmandate gewonnen werden kann, die eine Partei vermutlich dann erhält, wenn sie sich mit ihren Wahlversprechen zu weit aus dem Fenster gehangen hat? Ohne diese Mandate würde eine Partei wie die CSU, die bekanntlich nur in Bayern existiert, niemals in den Bundestag einziehen können. Und wenn man sich die mehr als großzügige Spendenpolitik der schwarz – gelben Bundesregierung, gerade hinsichtlich Griechenlands, wo Schulden mit Schulden getilgt werden, einmal genau ansieht, so kann man nur zu dem Fazit gelangen, dass die deutsche Politik nichts weiter ist, als die Fortsetzung des Wahnsinns mit anderen Mitteln, um einmal mit Clausewitz zu sprechen.

Das eigentliche Problem dieser maroden, im unvermeidlichen Untergang begriffenen Gesellschaft, ist nicht, dass es zu wenig Arbeit gibt, denn die gibt es wirklich genug, sondern der Umstand, dass kein Unternehmer mehr für anständige Arbeit, auch anständige Löhne zahlen will! Am liebsten möchte dieser Staat alles ehrenamtlich, d.h. die Dummen sollen sich krumm und bucklig schuften, natürlich völlig umsonst, also, streng genommen, noch nicht einmal für den berühmten Appel und dem Ei! Aber kann ich in den Supermarkt gehen, mir den Wagen vollladen und zur Verkäuferin sagen, ich hätte die ganzen Sachen gerne umsonst und Sie möge sie mir faktisch ehrenamtlich verkaufen? Die würde mir allenfalls einen Vogel

zeigen und denken, ich wäre nicht ganz richtig im Oberstübchen! So und nicht anders sieht unsere soziale Wirklichkeit aus!

Zum Abschluss unserer „bilateralen Gespräche“ vereinbarten wir ein Treffen zwischen Vertretern der Linkspartei und der NPD, zu dem es natürlich nie kam. Meine Genossen hätten mich am liebsten gekreuzigt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt, als ich ihnen voller Euphorie davon berichtete. Aber Gott sei dank waren sie ja keine Christen! So kam es, dass ich zum ersten rot – braunen Mitglied der damaligen PDS wurde. Mein neuer rechter Freund wäre nach unserer Entlassung gerne mit mir zusammen gezogen. Aber ich hatte nicht wirklich Bock darauf mit einem Mann zusammen zu ziehen, denn my Ars ist immer noch my kastle! Und, was ich damals, während meiner Psychose, nicht bedacht hatte! Was wenn ich mit der Diagnose Schizophrenie in den dreißiger oder vierziger Jahren gelebt hätte? Wäre ich auch kastriert, zu medizinischen Experimenten eines Frankenstein, namens Mengele, missbraucht oder gar im Rahmen der Euthanasie eliminiert worden? Und sind die Nazis von heute vielleicht besser? Ich glaube nicht!

Auf der Station 51 traf ich denn auch viele Frauen und Männer mit wirklich heiligen Namen wie Hildegard, Andreas, Martin, Paul, Peter usw. Da mir in meiner Psychose Größenwahn völlig fremd war, hielt ich sie für meine Jünger und die hübsche Schwester Carolin für meine Maria Magdalena, quasi die treuen Anhänger des wiedergeborenen Antichristen. In meiner, sicher etwas unorthodoxen Phantasie, hatte Gott erkannt, welchen Schaden er mit der Einführung der Religionen, insbesondere des Christentums und des Islam, die nie etwas anderes als Mord, Kriege und Gewalt gegenüber Andersdenkenden hervorgebracht haben, vom wissenschaftlichen Rückschritt ganz zu schweigen, angerichtet

hatten. Nun hatte mich der Schöpfer in Form des Antichristen auf die Erde gesandt, um die Religionen wieder zu beseitigen und eine wirklich gerechte Welt zu schaffen. Insbesondere schien er wütend auf den Katholizismus und die ranghohen Priester des Vatikans zu sein, die sich, samt ihres Papstes, selber zu Vertretern Gottes gekrönt und mit ihrer teilweise schmutzigen Scheinmoral über die normal sterblichen Menschen erhoben haben. Ist diese damalige Phantasie wirklich so absurd und krankhaft? Meine leibliche Schwester berichtete mir später ich hätte ihr in einem Telefonat allen Ernstes gesagt, ich wolle König der Insel Rügen werden. Hinterher entschuldigte ich mich bei ihr für meine dämliche Bescheidenheit und meinte Kaiser oder Papst wären wohl angemessener gewesen. Zudem - hält man vielleicht Jesus für bescheuert, weil er sich als König der Juden ausgab, oder einen Jürgen Drews, der sich selber König von Mallorca nennt? In dieser Zeit der inneren Einkehr und Besinnung wäre ich auch gerne Diktator und deutscher Führer geworden. Das einzige, was mich wohl daran hinderte, war die einfache Tatsache, dass ich keinen Führerschein besaß!

Ich machte alle Therapien mit, die man für angemessen hielt wie z.B. Ergotherapie, in der ich Bilder malte, Sport – und Gruppentherapie. Apropos Gruppentherapie. Das wirklich schöne an Schizophrenie ist, dass man eine Gruppensitzung auch alleine durchführen kann. Es wimmelt da nur so von Ichs, Es' und Über - Ichs. Auf das, dass das Oberstübchen voll werde! Kompliziert wird es nur, wenn einer von den freudschen Personen Streit vom Zaune bricht.

Am liebsten hatte ich jedoch das Intelligenztraining. Glücklicherweise durfte ich in die Gruppe für Hochbegabte. Mein damaliger IQ lag bei 136. Es machte mir sehr viel Spaß besonders knifflige Aufgaben zu lösen und mich mit anderen

intelligenten Menschen auszutauschen. Mir wurde wieder einmal bewusst, dass Intelligenz und psychische Erkrankung sich nicht automatisch ausschließen müssen. Ganz im Gegenteil! Viele große Künstler und Wissenschaftler, die man heute für Genies hält, waren schizophran. Ich persönlich halte die Bilder von Pablo Picasso zwar nicht für genial, aber dafür für die Kunstwerke eines Schizophrenen, der es verstanden hat, die wirren Gedanken in seinem Kopf auf Leinwand zu verewigen. Wie oft habe ich ähnliche Bilder psychisch schwer angeschlagener Menschen in der Ergotherapie gesehen. Manche großen Werke kann man augenscheinlich erst dann schaffen, wenn man durch diese oft bösartige Erkrankung Einblick in eine Welt erhält, die „normal Sterblichen“ verwehrt ist. Wie sonst hätte ich das Rätsel um die Grabplatte von Palenque lösen und die Verse des Nostradamus übersetzen können? Und was Jesus Christus anbetrifft, so wurde er ja nicht aufgrund seiner verbreiteten Lehre hingerichtet. Denn was konnte den Römern schon besseres passieren, als ein Volk, das so dämlich ist, wenn es auf die rechte Wange geschlagen wird, auch noch die linke hinzuhalten? So ein Volk lässt sich wesentlich leichter regieren, als aufmüpfige Bürger mit einem aufmüpfigen Götterhimmel! Jesus wurde für seine Amtsanmaßung bestraft, weil er es gewagt hatte, sich öffentlich für den König der Juden auszugeben. Das konnte sich der wahre König natürlich nicht bieten lassen, ohne sein Gesicht zu verlieren. War das nicht auch eine Form von Größenwahn und vielleicht schizophrener Psychose? Ist Christus womöglich der Urvater aller Schizophrenen, wenn er meinte die Stimme Gottes zu hören?

Fast alle Christen sind der irrigen Ansicht, sie hätten ihren eigenen Gott. In Wirklichkeit ist es wohl so, dass Jesus als Jude geboren wurde und sein Leben lang auch nichts weiter sein wollte als ein Jude. Ja sogar ihr König wollte er sein. Das lässt keine andere Schlussfolgerung zu, als das der Gott, den er als seinen Vater bezeichnete, niemand anderes war, als der jüdische Gott Jehova und da die katholische Kirche die Dreieinigkeit predigt, also Vater, Sohn und heiliger Geist, so muss Jehova als sein Vater ein unerlässlicher Bestandteil dessen sein! Der eigentliche Gott der Juden und Christen. Christus ist für mich persönlich nichts weiter als einer von vielen Propheten. Zum Gott haben ihn erst Menschen auf der ersten Synode in Nizäa erhoben! Und, vor allen Dingen stellt sich die Frage, konnte Jehova überhaupt der Vater von Jesus sein? Jehova oder auch Jahwe selbst, ist meiner Ansicht nach, augenscheinlich niemand anderes als der alte ägyptische Gott Seth, der, laut der ägyptischen Mythologie, seinen Bruder Osiris ermordet und zerstückelt hatte. Seit dieser Zeit gilt Osiris, nach dem dessen Leichenteile wieder zusammengesetzt und er zu neuem Leben erweckt wurde, zwar als Gott der Unterwelt und Auferstehung, gleichzeitig aber auch als Gott des Lichts, während Seth von den Ägyptern als Gott der Finsternis, sozusagen der Imperator der dunklen Seite der Macht, um mal mit Star Wars zu sprechen, gefürchtet wurde. Der Gott der Finsternis, Seth, wurde von der Frau des Osiris, Isis und ihrem Sohn Horus, nach langem Kampf, in einer Schlacht, die mit Raumschiffen am Himmel ausgetragen worden sein soll, schließlich besiegt. Horus soll ihm die Hoden abgerissen und seinen Tod gefordert haben. Aber Isis begnadigte Seth und verbannte ihn und ein menschliches Volk, dass er sich aussuchen durfte, in die östlichen Gebiete, sprich Palästina bzw. Judäa. Wie ich vermute, war dies das Volk

Israel. Und der ehemalige ägyptische Gott Seth, nur noch ein unfruchtbarer Eunuch und somit auch unmöglich der Vater von Jesus, nannte sich in Jahwe um, um seine wahre Identität zu verschleiern und wurde zum Frauenhasser, was sich in fast allen Religionen, sowohl im christlichen, jüdischen, als auch islamischen Glauben widerspiegelt, denn daran, dass es sich bei Jahwe, als auch Allah, um ein und dieselbe Kreatur handelt, besteht für mich eigentlich kein Zweifel. Auch die Namensähnlichkeit zwischen Jehova und dem Schöpfergott der südamerikanischen Völker Deyowa scheint mir an dieser Stelle erwähnenswert. Zog Jahwe, Gott und Teufel in einem, die eigentlich von der Schreibweise her identischen Zahlen 9 und umgedreht 6, sind Beleg für ein und dieselbe Person, einst mit seinen Anhängern weiter, nach dem er sein angeblich geliebtes Volk der Juden, zu Zeiten des römischen Imperiums, ohne zu zögern der Vernichtung preisgegeben hatte? Ich glaube, er wird schon seine Gründe gehabt haben, warum er sich den Menschen nie persönlich zeigte. Aller Wahrscheinlichkeit nach schämte er sich für sein Aussehen und jetzige Unvollkommenheit, denn er war ja kein vollwertiger Mann mehr. Auch die Frage, warum der jüdische Gott neun Namen hat, obwohl es sich scheinbar nur um eine einzelne Person handelt, ist eigentlich leicht zu beantworten. Laut der alten Mythologien, bei denen es sich nach Ansicht vieler heutiger Wissenschaftler nicht um Märchen handelt, wird erzählt, dass einst, in ferner Vergangenheit, an die 246 außerirdischen Götter von den Sternen kamen und in Gruppen von 12 bzw. 9 Männern und Frauen, die Erde erkundeten und unter sich aufteilten. So kam es zu den auf dem ganzen Erdball bekannten Pantheons der Götter. Ergo handelt es sich auch bei Jehova, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht um ein einzelnes, im Verborgenen operierendes Wesen, sondern um neun

verschiedene Personen einer Gruppe. Daher auch die neun unterschiedlichen Namen.

Laut Altem Testament blieb er ein bösartiger Gott, dem es anscheinend großen Spaß gemacht haben muss, die Menschen zu bestrafen und zu vernichten, siehe Sodom und Gomorrha, sobald sie nicht seinen Befehlen folgten und das taten, was er von ihnen verlangte. Kann ein Gott Menschen, die er nach seinem Ebenbilde geschaffen hatte, für menschliche Fehler belangen? Stellt er sich damit nicht selbst ein Armutzeugnis aus? Und hätte ein wirklich lieber Gott einem Menschen befohlen, seinen eigenen Sohn zu opfern, siehe Abraham?

Ich möchte Ihnen an dieser Stelle noch eine kleine Geschichte aus dem Alten Testament erzählen. Gott beschloss in seiner vermeintlichen Weisheit, vor der Vernichtung Sodoms und Gomorrhas, Loth und seine Familie zu retten, weil er Loth für einen tugendhaften und ehrenhaften Mann hielt. Nach der Rettung, bei der seine Frau zu einer Salzsäule erstarrte, weil sie, typisch weiblich, zu neugierig war und trotz des ausdrücklichen Verbotes zurückblickte, hatte dieser Mensch nichts besseres zu tun, als sich in einer Höhle sinnlos mit Wein zu besaufen, den Beischlaf mit seinen beiden Töchtern zu vollziehen und mit ihnen Kinder zu zeugen. Macht das ein wirklich tugendhafter und ehrenhafter Mann? Hätte Gott, in seiner vermeintlichen Weisheit, das nicht voraussehen müssen? Vielleicht ist ja irren nicht nur menschlich, sondern auch göttlich? Ich persönlich frage mich ernsthaft, wie es zu dem Ammenmärchen eines lieben und gerechten Gottes kommen konnte, denn liest man die Bibel ganz und nicht nur einige Stellen, kommt man zu einem ganz anderen Schluss! Ganze Seiten der so genannten Heiligen Schrift sind damit gefüllt, wen man alles für alle möglichen Vergehen töten soll. Natürlich alles im Namen dieses „lieben Gottes“! Ehebruch ist demnach

genauso mit dem Tode zu bestrafen, wie z.B. der Zweifel an der Alleinherrschaft und Unfehlbarkeit dieses göttlichen Monstrums. Jeder Andersgläubige soll nach seinem schriftlichen Willen erbarmungslos ausgerottet werden! Wie kann man da noch guten Gewissens von Güte und Liebe reden? Diese real existierenden Seiten in dieser unheiligen Schrift, werden natürlich von den Priestern im Gottesdienst nicht zitiert. Stattdessen klaubt man sich aus dem Zusammenhang gerissene Textstellen heraus, um die, nur in den von unmenschlichen Religionen verwirrten Gehirnen gutgläubiger Menschen existierende Güte eines Überwesens zu beweisen. Summa summarum kann man festhalten, dass einzig und allein die Religionen, ihre Institutionen und geistigen Führer das eigentlich Böse in dieser von Ungerechtigkeit und immerwährenden Kriegen geprägten Welt verantwortlich sind. Denn in der Natur gibt es kein Gut und Böse. Ein Tier tötet immer nur zur Selbsterhaltung. Nur der Mensch tötet aus Lust und Laune, für die Befriedigung seines Ego, seiner Selbstsucht, seiner grenzenlosen Gier und nicht zuletzt für seine verabscheuungswürdigen Götter, die er nach einer uralten indischen Geheimlehre, dem „Dzyan“ , übersetzt „Göttliches Wissen“, der Grundlage aller Religionen, selbst erschaffen hat.

Oft behaupten Schizophrene, die sowohl eine weibliche als auch eine männliche Stimme hören, wie ich auch selbst, es sei die Stimme Gottes. Und oft genug wird ihnen vorgehalten, dies könne nicht möglich sein, weil Gott ja ein Mann sei. Aber welchem Christen ist schon bekannt, dass Jehova nach jüdischen Glauben sowohl männlich als auch weiblich ist, sozusagen ein Transsexueller, oder ein Mann ohne Hoden und daraus resultierenden weiblichen Brüsten. Wobei ich persönlich nicht unbedingt behaupten möchte, dass es Gottes Stimmen sind die ich höre. Oder könnte ein lieber Gott wirklich so

grausam sein, von mir zu verlangen aus dem Fenster zu springen oder mir sonst etwas anzutun? Es sei denn, dieser Gott ist ein Sadist! Warum behauptet man einfach, wenn ein Mensch zu Gott spricht, es sei ein Gebet und wenn Gott zu einem Menschen spricht, es handele sich um eine Psychose? Ist es wirklich so abwegig, dass beides real existiert? Oder basiert beides auf Einbildung?

Schizophrene wurden in der Antike für Lieblinge der Götter gehalten, die mit ihnen persönlich, sozusagen auf der telepathischen Ebene, verkehrten. Heutzutage sind sie für viele Menschen nichts weiter als minderbemittelte und verrückte Geistesgestörte mit einer krankhaften Phantasie. Diese Vorurteile werden dann auch noch kräftig von den Medien geschürt, die jeden Attentäter oder Massenmörder mal einfach so als schizophren bezeichnen, egal ob er es ist oder nicht, und so der Allgemeinheit ein völlig falsches Bild von psychisch Kranken vermitteln. Die Wahrheit ist, dass sich ein psychisch Kranker zu 90% eher selbst etwas antut, als andere zu verletzen. Aber Vorurteile und Gerüchte halten sich bekanntlich hartnäckiger als die Wahrheit!

Ab und zu rief meine Schwester auf der Station an, konnte es aber nie unterlassen, mich auf gemeinste Art und Weise zu beschimpfen, so dass ich mir oft nicht mehr anders zu helfen wusste, als den Hörer einfach auf die Gabel zu schmeißen. Nicht selten brach ich hinterher in Tränen aus. Ich konnte diese ganze Welt nicht mehr begreifen. Warum verurteilten selbst Menschen, die sonst immer zu mir gestanden hatten, mich plötzlich für eine Krankheit, die ich nicht selbst verschuldet hatte und für die ich nicht verantwortlich war?

Damals lernte ich auch Andreas kennen, der aufgrund der Tatsache, dass er wesentlich größer und dicker war als ich, einfach der große Andreas genannt wurde, Er war ehemaliger

Rechtsanwalt mit einer hohen Allgemeinbildung und wir wurden schnell die besten Freunde. Durch eine ziemlich gemeine Finte der Therapeutin, übertrumpfte er mich sogar bei Intelligenzwettkampf. Oft durfte ich für ihn einkaufen, wobei für mich, großzügig wie er war, immer etwas wie z.B. Zigaretten oder Tabak zum stopfen abfiel. Meine kleine Rente von 650.- € reichte nicht hinten und nicht vorne um über den Monat zu kommen. Sicher, ich habe insgesamt auch nicht mehr als 10 Jahre in der damaligen DDR gearbeitet. Dennoch finde ich es beschämend für einen angeblichen Rechtsstaat, dass jugendliche Drogensüchtige oder schwere Alkoholiker mit derselben Diagnose, also Schizophrenie, die noch nicht einmal einen Schulabschluss oder eine abgeschlossene Lehre aufweisen können, vom Staat mit einer Rente von über 800.- € dafür belohnt werden, dass sie sich ihr bisschen Gehirn durch eigene Schuld selber weggekiffert haben, während ich dafür bestraft werde, dass ich in der DDR studiert und gearbeitet habe. Verstößt diese ungleiche Behandlung nicht auch gegen den Gleichbehandlungssatz des Grundgesetzes?

Ich weiß nicht mehr genau wie viele Wochen ich in der Psychiatrie verbrachte, nur noch, dass ich mich, entgegen ärztlichen Anratens auf eigenen Wunsch entlassen ließ, weil ich mich wieder für völlig gesund hielt. Ein Fehler! Denn einen Tag später fand ich mich auf derselben Station wieder und das nicht einmal durch eigene Schuld.

Die behandelnde Ärztin hatte mich zwar vorgewarnt, dass es beim Absetzen der Medikamente zu Komplikationen kommen könnte, aber woher sollte ich zu diesem Zeitpunkt wissen, dass die Psychopharmaka im eigentlichen Sinne nichts weiter als Drogen waren, die nach ihrem Absetzen schwere Entzugserscheinungen verursachten, was ich bereits am nächsten Tag deutlich zu spüren bekam. Merkwürdigerweise

kann ich mich an alles was danach geschah entweder gar nicht oder nur bruchstückhaft erinnern, ganz so, als hätte ich einen schweren Blackout gehabt.

Dass, was ich wirklich noch in Erinnerung habe, beschränkt sich darauf, dass mir ein Mitpatient bei meinem 2. Aufenthalt mein Handy gestohlen hat und es auch dann noch abstritt, nachdem ich meine Sim – Karte auf seinem Bett gefunden hatte. Eine großzügige Ärztin skandinavischer Abstammung war so nett, mir ihr gebrauchtes Handy zu schenken. Es war zwar schon ein bisschen antiquiert, aber es erfüllte zumindest seinen Zweck.

Wie ich aus der Psychiatrie wieder herauskam, entzieht sich völlig meiner Kenntnis. Wahrscheinlich habe ich mich wie so oft schon auf eigenen Wunsch entlassen lassen. Doch irgendwie gelang es mir das ganze Jahr 2006 nie wirklich aus dem Trauma wieder zu erwachen. Nach wie vor konnte ich mich dem dunklen Gefühl tot zu sein und vom Geist meines Vaters verfolgt zu werden nicht entziehen.

Bei der letzten Redaktionssitzung des „Rügenblattes“ an der ich teilnahm, verursachte ich zu allem Überfluss auch noch einen Eklat, weil ich mich nicht dafür schämen wollte ein Deutscher zu sein und brach damit eine heftige Diskussion über Nationalstolz vom Zaun. Meiner Meinung nach sind die beiden Weltkriege, mit ihren katastrophalen Folgen für Menschen auf der ganzen Welt und den über 53 Millionen Toten, nicht die Schuld meiner Generation, denn ich habe diese Kriege weder verursacht noch an ihnen teilgenommen oder gar getötet. Seien wir doch mal ganz ehrlich! Natürlich ist es absolut furchtbar, was sich in den Zeiten des Dritten Reiches abgespielt hat, gar keine Frage, aber haben sich die Vereinigten Staaten jemals für den Vietnam – oder Koreakrieg entschuldigt oder Frankreich, England, Spanien und Portugal für die

Massaker in den Kolonialgebieten? Gibt es auf der Erde auch nur ein Volk, das nie einen Angriffskrieg geführt hat?

Jedes andere Volk hat heutzutage mehr Nationalstolz als die deutsche Bevölkerung. Dabei kann man auf die großartigen Leistungen, die deutsche Künstler wie Beethoven, Bach, Händel oder Wissenschaftler wie Albert Einstein mit seiner Relativitätstheorie bzw. Manfred von Ardenne mit der Erfindung des Fernsehers wirklich stolz sein. Und das sind nur einige wenige Beispiele. Warum schämt man sich heute für die Sprache eines Goethes oder Schillers und muss stattdessen lieber der ganzen Welt beweisen wie gut oder oft auch schlecht man Englisch schreiben bzw. sprechen kann? Die deutsche Sprache ist so reich an Wortschatz und Facetten, das sie es, meiner Meinung nach, einfach nicht verdient hat, ein Schattendasein zu führen!

Jedenfalls stand ich mit meinem Nationalstolz in der Linkspartei ganz allein auf weiter Flur, wie später auch mit meinen Vorschlägen zur Finanzierung unserer Zeitung, die der Geschäftsführer mit seinem Sparwahn faktisch kaputt gespart hatte. Stattdessen warf man mir vor, mir das „Rügenblatt“ unter den Nagel reißen und privatisieren zu wollen, was wirklich fern jeder Realität war und mit Sicherheit nie in meiner Absicht lag. Ich bin zwar offiziell nie aus der Partei ausgetreten und wähle immer noch Links, aber das Vertrauen zu meinen früheren Genossen habe ich verloren.

Die Psychose, oder was immer es auch gewesen sein mag, war nicht in den Griff zu kriegen. Die Medikamente, die man mir vom Krankenhaus mitgegeben hatte, waren schnell aufgebraucht. Oft besuchte ich in meiner Hilflosigkeit die Praxis von Dr. Schmalfuß, aber da ich kein Geld hatte, um die Praxisgebühr zu bezahlen, lehnte es dieser Arzt, der große Sprüche von Jesus an der Wand zu hängen hatte, es ganz und

gar unchristlich ab mich zu behandeln oder die dringend notwendigen Medikamente zu verschreiben. Sogar meine Mutter und meine Schwester, die in ihrer Angst um mich, in der Praxis mehrfach um Beistand baten, schickte dieser Psychiater, der wohl noch nie etwas vom Eid des Hippokrates gehört zu haben schien, immer wieder unverrichteter Dinge nach Hause. Und so passierte das Unvermeidliche. Ich flüchtete mich in den Alkohol und begann wieder Bier zu trinken. Wie ein Wahnsinniger bestellte ich alles Mögliche und Unmögliche, wie große Flachbildfernseher, Elektrokamine, antike Möbel und schwarz – rote Lampen bei Versandhäusern, ohne diese Waren jemals bezahlen zu können. In meiner Wohnung sah es jetzt echt aus, wie in der Hölle bzw. wie im Puff. Alles in Rot und Schwarz. Gruselig schön! Meine Schwester meinte im Nachhinein, dass ich zwar versucht hätte, mit diesen Bestellungen Betrug zu begehen, aber doch zumindest einen exzellenten Geschmack bewiesen hätte.

Der Geist des Nostradamus war weiterhin sehr präsent. Er zeigte mir wie ich mit Hilfe schwarzer Magie den Geist von meiner längst verflissenen großen Liebe Annabella beschwören und zu mir holen konnte. Dazu braute ich aus verschiedenen alkoholischen Getränken und Kräutern Zaubertränke, die ungewöhnlicherweise sehr gut schmeckten, aber durch das ständige überkochen meinen Herd für alle Ewigkeit versauten. Bei meinem späteren Auszug wurde er entsorgt, obwohl meine Schwester alles getan hatte um ihn wieder sauber zu kriegen. Weitere Einzelheiten meiner magischen Künste möchte ich Ihnen an dieser Stelle ersparen. Jedenfalls gelang es mir irgendwie den Geist meiner großen Liebe tatsächlich heraufzubeschwören. Eines Nachts stand ich vor dem Spiegel, fühlte wie sie in meinen Körper eindrang und hörte die Worte:“ Um Gottes Willen! Das ist ja Andreas Kurth!

Die ganze Nacht saß ich mit ihr bei Kerzenschein in der Küche und unterhielt mich mit ihr. Und so blödsinnig es sich auch anhören mag, es war mir, als könnte ich sie nicht nur akustisch, sondern auch körperlich spüren. Ich verzweifelte fast bei den Versuchen Annabellas Körper sichtbar zu machen, aber es gelang mir nicht. Und dennoch war mir, als fühlte ich ihre Anwesenheit. Oft saß ich traurig in der Küche, schloss die Augen und stellte mir vor zu sterben und im nächsten Leben im VP – Krankenhaus bei meiner hübschen Krankenschwester wieder aufzuwachen. Bildlich konnte ich vor mir sehen, wie ich nach einer schweren Operation auf der Terrasse oder etwas Ähnlichem saß, meine Traumfrau sich von hinten an schlich, mich umarmte und küsste. Sie hatte jedem von uns ein Bier mitgebracht, was dort, in der fernen Realität wirklich möglich gewesen wäre. Das Bier, das immer auf dem Flur stand, war zwar an und für sich für Nierenkranke gedacht, trotzdem hatte niemand was dagegen, wenn sich auch andere Patienten daran freizügig bedienten. Sie setzte sich auf meinen Schoß, scherzte und lachte und wir ließen es uns gut gehen. Ich weinte vor Glück, dass ich nie wirklich kennen gelernt habe, und sie trocknete mir die Tränen. Es war Abend und schon etwas kalt. Nach Stunden vollkommenen Glücks, brachte mich meine Geliebte ins Bett, weil sie Angst hatte, dass ich mich überanstrengen könnte.

Wenn ich nach Minuten oder sogar Stunden die Augen wieder öffnete, fand ich mich in demselben alten Albtraum in meiner Küche wieder. Ich war nicht gestorben, nicht im Paradies in Berlin und Annabella nicht körperlich anwesend. Ich kann mich noch gut daran erinnern wie ich eines Tages auf dem Balkon saß und wie ein Schlosshund heulte, weil ich die spielenden Kinder für unsere gemeinsamen Kinder hielt. Auf

die Idee, dass dies praktisch unmöglich war, kam ich in diesem Moment wohl nicht.

Irgendwann, kurz vor dem ich ins Krankenhaus gebracht wurde, sagte mir der Geist meines kleinen Pummelchens, dass sie wieder zu ihren Kindern nach Berlin zurück müsse und ich ja wissen würde wie ich sie finden könne. Die Möglichkeit sie wieder zu finden war in der Tat gar nicht so abwegig, weil ich wusste, wo meine hübsche Krankenschwester zuletzt gearbeitet hatte. Aber ich habe mich nie getraut es wirklich auszuprobieren und dort anzurufen, weil ich mir bis heute nicht sicher bin, was Realität und was Wahnvorstellung war. Vielleicht war es ja beides? Ich hoffe nur von ganzem Herzen, dass es ihr und ihrer Familie gut geht, auch wenn ich so gut wie keine Hoffnung habe, sie jemals wieder zu sehen.

Diese grauenhafte Zustand, mit sowohl starken akustischen, als auch optischen Halluzinationen oder was man ärztlicher weise dafür hielt, dauerte mehr als zwei Monate, bis meine Mutter eines Nachts den Notarzt und die Polizei rief, weil ihr mein Verhalten während meiner Besuche zunehmend Angst einflößte. Um das zu betonen, ich ließ mich freiwillig ins Krankenhaus einliefern, ohne Gewalt. Ich wusste plötzlich, dass mit mir etwas nicht stimmte, doch es war bereits zu spät!

XVI. Kapitel

Psycho 52

Ein Krankenwagen holte mich von meiner Mutter ab. Ich verlangte von den Fahrern, nach Berlin ins VP –Krankenhaus gebracht zu werden, weil dort meine Schwester Annabella gearbeitet hatte, die ich mein Leben lang nie vergessen konnte und ich inständig hoffte, sie so wieder zu sehen. Mir war zu diesem Zeitpunkt gar nicht bewusst, dass das ehemalige VP –Krankenhaus seit der Wende geschlossen war und meine ehemalige geliebte Freundin längst in einer Gemeinschaftspraxis in Hohenschönhausen arbeitete.

Als wir im Klinikum West in Stralsund ankamen, war ich immer noch der festen Überzeugung, in Berlin zu sein. Ich fand es nur sehr merkwürdig, dass ich das Volkspolizeikrankenhaus ganz anders in Erinnerung hatte. Unterwegs hatten mir die Stimmen gesagt, dass ich in meinem Wahn meine gesamte Familie getötet hätte, was mich natürlich in eine unwahrscheinliche Panik versetzte. Ich könne sie aber wieder ins Leben zurückrufen, wenn ich die ersten Menschen, die mir im Krankenhaus begegneten, jeweils 3 Ohrfeigen verpassen würde.

Auf der Station 52, also der geschlossenen, nahmen mich eine Ärztin und drei Schwestern in Empfang. Da ich in meiner grenzenlosen Angst keinen anderen Ausweg sah, ging ich reihum und versetzte allen Vieren eine schallende Ohrfeige. Sie schienen so verblüfft davon zu sein, dass sie wohl gar nicht auf den Gedanken kamen, die Schläge abzublocken oder sich gar zu wehren. Wie die Stimmen es von mir gefordert hatten, wiederholte ich die ganze Prozedur. Als ich das Ritual zum dritten Mal vollziehen wollte, wurde es den Schwestern und der Ärztin wohl zu viel des Guten. Mit vereinten Kräften,

schoben sie mich zur Tür hinaus, verbarrikadierten sich im Schwesternzimmer und forderten telefonisch Hilfe an. Spielverderber!!! Ich schlug noch ein paar Kreuze vor der Tür, obwohl ich Zeit meines Lebens ein überzeugter Atheist war. Aber in diesem Moment, muss ich wohl der Ansicht gewesen sein, dass es eine nützliche Hilfe sei, um meine Angehörigen wieder auferstehen zu lassen. Wie dem auch sei.

Wenig später erschienen zwei Pfleger von einer anderen Station und fixierten mich auf einer Liege, ohne das ich den geringsten Widerstand leistete. Die Schwestern mussten inzwischen wohl gemerkt haben, dass die Ohrfeigen nichts mit Aggressivität zu tun hatten, denn selbst mit gefesselten Händen versuchte ich noch Kreuze zu schlagen. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie vorher eine Frau geschlagen, weil mir Gewalt mehr als zuwider ist. Ich versuche immer, Probleme mit meinem diplomatischen Geschick zu lösen. Allerdings war ich nach 10 Wochen auf der Station 52 und dem fast ständigen eingesperrt sein, der Ansicht, dass die Backpfeifen nicht unbedingt unverdient gewesen waren.

Auf der 52 lernte ich ein junges Pärchen und eine junge Frau namens Ivy kennen. Sie war ungefähr in meinem Alter und es dauerte nicht lange, bis ich mich in sie verliebte. So verbrachten wir Vier die meiste Zeit miteinander. Wo wollte man auf der Station auch weiter hin. Kurze Zeit später, wurde das Pärchen auf getrennten Einrichtungen untergebracht, weil die behandelnden Ärzte wohl der Ansicht waren, dass ihre Liebe nicht gut für die Zwei sei, was ich persönlich für absolut blödsinnig halte, denn wenig später versank die junge Frau wieder in schwerste Depressionen. Und ist es nicht ausgerechnet die Liebe, die am ehesten imstande ist, psychische Krankheiten zu heilen? Auch meine neue Freundin wurde in die Freiheit entlassen. Es war an demselben Tag, an

dem ich zum ersten Mal, seit meiner Einlieferung, für 5 oder 10 Minuten die Station alleine verlassen durfte. Freilich nur zu einer Art Hofgang. Immer im Kreis herum. Wie im wirklichen Knast. Es war genau zu dem Zeitpunkt, als die junge Frau vom Taxi abgeholt wurde. Ich war furchtbar deprimiert, weil ich mich wieder so allein gelassen fühlte und beschloss zur nächsten Tanke zu gehen und ein Bier zu trinken. Eine ziemlich dämliche Idee, denn als ich nach einer halben Stunde zurückkehrte, hatte ich natürlich eine Fahne und musste ins Röhrchen pusten. Viel intus hatte ich freilich nicht, weil es sich tatsächlich nur um ein Bier gehandelt hatte, aber es reichte den Ärzten völlig aus, um mir für fast den gesamten Rest der Zeit den Ausgang zu sperren, was ich mir natürlich auf die Dauer nicht bieten ließ. Später machten sie aus dem einmaligen Vorfall gleich mehrere Alkoholvergehen, was für mich eine absichtliche, boshafte Lüge ist. Oft hatte ich den Eindruck, dass es den Schwestern und Pflegern tierische Freude bereitete, mir den Ausgang zu verwehren, obwohl ihn eine Ärztin Tags zuvor genehmigt hatte. Aber ich sollte mich dafür rächen!

Wie gerade erwähnt, durfte ich die Station 52 nicht mehr alleine verlassen. Das hieß für mich, nicht enden wollende 10 Wochen eingesperrt und von der Außenwelt abgeschnitten sein. Jeder neue Tag wurde noch unerträglicher, als der vorhergehende. Oft hatte ich den Eindruck keine Luft mehr zu kriegen. Erschwerend kam hinzu, dass ich einen staatlichen Betreuer aufs Auge gedrückt bekam, der nach Belieben über meine Rente verfügen konnte und mich, der ich ohnehin zu den starken Rauchern zähle, mit geradezu lächerlichen 20.- € im Monat abspeiste, was natürlich nicht von 12 bis Mittag reichte und zur Folge hatte, dass ich mich oft genug in ekligen, vollen Aschenbechern an Kippen bedienen durfte, was wohl mit

Menschenwürde nicht mehr viel zu tun hat! Aber was tut man nicht alles, wenn man süchtig ist!

Das Einzige, was mich in dieser furchtbaren Zeit am Leben hielt, waren die Besuche meiner Schwester, das einzige Familienmitglied, das mich in dieser Psychose nicht im Stich gelassen hatte. Ohne ihre finanzielle Unterstützung und den Zigarillos meiner Mutter, wäre ich wahrscheinlich völlig durchgedreht.

Die Behandlung durch manche Pfleger und Schwestern ließ auch reichlich zu wünschen übrig. Nicht nur, dass es ihnen oft scheißegal war, dass die Kaffeezeit eigentlich für die Patienten gedacht war und nicht für sie selber, auch diese merkwürdige Ausdrucksweise gegenüber den Patienten und teilweise frappante Unhöflichkeit kotzte mich echt an. Dieses blöde:“ Na, Herr Kurth. Noch ein Käffchen?“, als hätte man kleine Kinder oder völlig Bescheuerte vor sich, klingt mir heute noch in den Ohren. Zudem gab es den Zwang, Medikamente, die oft frappierende Nebenwirkungen hatten, einzunehmen. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, dass ich in dieser Zeit mit 22 Tabletten unterschiedlicher Psychopharmaka voll gestopft wurde, die bei mir schreckliche Kopfschmerzen und Ausfallerscheinungen verursachten. Kam man dem nicht nach, konnte es passieren, dass man auf seinem Bett oder einer Trage fixiert, praktisch wie ein Hund angekettet wurde oder die Pfleger sich weigerten, nach den Mahlzeiten das Raucherzimmer zu öffnen, so lange, bis sie den Patienten ihren Willen aufgezwungen hatte. Man wurde faktisch entmündigt und der eigene Wille mit Macht gebrochen. Zudem war für mich völlig unverständlich, dass man mich wegen eines lumpigen Bieres wegschloss und auf der anderen Seite eine Alkohol - und magersüchtige junge Frau, trotz der Tatsache, dass sie nach dem Ausgang betrunken und voll vollgekotzt

zurückkam, jeden Tag erneut raus ließ, obwohl eigentlich für jeden halbwegs normalen Menschen absehbar war, dass das Leben der Kleinen auf dem Spiel stand. Als ich mich daraufhin beim Pflegepersonal darüber beschwerte, hatte eine Schwester nur den lapidaren Satz:“ Von mir aus kann sie sich tot saufen, was geht uns das an?“, dafür übrig, wofür ich ihr am liebsten in den Allerwertesten getreten hätte. So viel Menschenverachtung ist mir echt selten untergekommen. Allerdings gab es auch gute anständige psychiatrische Kräfte wie der grauhaarige Pfleger Herr Bender, Schwester Yvette oder die Lernschwestern Juliane und Marianne, die Patienten nicht wie Menschen 2. Klasse behandelten.

Glücklicherweise wurden in den nächsten Tagen einige junge Leute eingeliefert, die die Geschlossene auch alles andere als amüsan fanden und sich genauso ihrer persönlichen Freiheit beraubt sahen wie ich. So schlossen wir uns zusammen und probten den Aufstand. Erstaunlich fand ich es, wie es diesen jungen Männern immer wieder, ohne scheinbar großen Aufwand, gelang, Drogen und Alkohol auf eine geschlossene Station zu schmuggeln und dass es vom Pflegepersonal niemanden auch nur im geringsten zu stören schien, dass einer von ihnen jeden Tag, völlig mit irgendwelchen illegalen Drogen zugehörnt, auf der Station umherlief. Wie er mit geschlossenen Augen immer den richtigen Weg fand, ohne irgendwo anzuecken, faszinierte mich heute noch. Um unsere Entlassung zu erzwingen, machten wir genau das Gegenteil von dem, was wir eigentlich sollten. Wir verbarrikadierten die Zimmertüren mit unseren Betten, fingen an auf den Zimmern zu rauchen und die Kippen auf dem Fußboden auszutreten und verschönerten die weißen Wände mit echtem Erdbeerjoghurt. Als Höhepunkt der ganzen Show, zündete Ivy, die man inzwischen wegen Gewalttätigkeit wieder eingeliefert hatte, die

Betten ihrer Zimmergenossinnen an. Da das Pflegepersonal und die Stationsärzte sich nicht mehr anders zu helfen wussten, beschloss man uns zu trennen und auf unterschiedliche Stationen zu verteilen. So kam es, dass die anderen drei auf offene Stationen verlegt wurden, während ich der Gelackmeierte war und weiterhin die Geschlossene mit meiner Anwesenheit beehren durfte.

Während ich weitere 5 Tage in diesem stickigen und nicht gerade angenehm riechenden Raucherzimmer verbracht hatte, ohne auch nur eine Minute an die frische Luft zu dürfen, beschloss ich, mit Hilfe eines Mitpatienten, aus der 52 auszubrechen, was leichter war, als man es vermuten sollte!

Ich hatte auf der Station Christoph Alt kennen gelernt und mich mit ihm angefreundet. Genauso wie ich, fühlte er sich hier eingesperrt und bevormundet. So knobelten wir eine Methode aus, um aus der geschlossenen Psychiatrie auszubrechen und das ging leichter, als man es vermuten sollte. Wir nahmen aus dem Schrank im Raucherzimmer die mittlere Platte heraus, schlossen uns kurz vor dem Mittagessen gegenseitig ein und flüchteten aus der zum Lüften weit geöffneten Tür bzw., wie in meinem Fall, dem Fenster. Den einen Tag Christoph und am übernächsten Tag ich. Der Sinn meines Ausbruchs bestand darin, den Ärzten zu beweisen, dass ich stundenlang außerhalb der Station verbringen konnte, ohne mich mit Bier zu betrinken, also diesem immer wieder zu Unrecht vorgeschobenen Argument, um mir den Ausgang zu verweigern. So flüchtete ich aus dem geöffneten Fenster, ohne dass das Pflegepersonal auch nur das Geringste mitbekam. Erst lange nach dem Mittagessen entdeckten sie meine Flucht. Doch da war es längst zu spät! Inzwischen ging ich gemütlich durch Grünhufe, einem Neubauviertel, spazieren, vorbei an 7

Streifenwagen und genoss die frische Luft und die Freiheit, während die Polizei in ganz Stralsund nach mir suchte.

Erst nach mehr als zwei Stunden kehrte ich zurück, passierte den Streifenwagen, der extra meinerwegen vor der Tür der Psychiatrie stand und meldete mich, ganz ohne Fahne, bei der Dienst habenden Schwester zurück, die es irgendwie nicht fassen konnte, dass ich, ohne in Begleitung eines Polizisten, wieder vor der Tür stand. Insgesamt muss ich bei meinen vier Fluchtversuchen wohl einen Schaden von mehreren tausend Euro verursacht haben, aber schuldig fühle ich mich heute trotzdem nicht. Und ich kam nicht ein einziges Mal mit einer Fahne oder gar völlig betrunken zurück. Man sperrt keine Menschen ungestraft und nur zu seinem Vergnügen ein. Zumindest mich nicht!

XVII. Kapitel

Die zweite Chance

Zum Abschluss meines Buches möchte ich noch kurz auf meinen Aufenthalt im Therapiezentrum und dem Leben nach meiner Entlassung zu sprechen kommen.

Nach Ablauf der fast endlos erscheinenden 10 Wochen auf der Station 52, wies mich mein staatlicher Betreuer, der mir inzwischen vom Gericht an die Seite gestellt worden war, in das Therapiezentrum in der Tribseer Straße 12 ein. Meine alte Zweiraumwohnung in Bergen war kurzerhand aufgelöst worden. Ich muss Ihnen ehrlich gestehen, dass ich ihn damals dafür hasste, weil ich mir doch mächtig abgeschoben vorkam. Im Nachhinein erwies sich der Aufenthalt in dieser Einrichtung jedoch, für mich persönlich, als großer Glücksfall.

Da es während der Zeit auf der Geschlossenen zu mehreren Ausbruchsversuchen meinerseits gekommen war, weil ich mich nun mal nicht gerne einsperren ließ, hatte man mich wohl als extrem schwierigen Fall eingestuft, dem man keine 4 Wochen Durchhaltevermögen zutraute. Doch ich sollte, mit Hilfe der Betreuer und Betreuerinnen, eine stetige Entwicklung durchmachen, die mir zu damaliger Zeit wohl niemand zugetraut hätte.

Mein Aufenthalt hier dauerte ca. 9 Monate, in denen ich mich offen gestanden nicht selten eingesperrt und deprimiert fühlte. Zu Anfang war es wirklich nicht einfach für mich, mich an ein Leben in einer Gruppe von Menschen zu gewöhnen, denn schließlich war ich Zeitlebens ein Einzelgänger gewesen, der kaum soziale Kontakte gepflegt hatte. An dieser Stelle muss ich Ihnen auch ehrlich gestehen, dass es für mich mehr als schwierig war, mich ins Kollektiv, das zu einem großen Teil aus Drogenabhängigen Jugendlichen bestand, zu integrieren.

Diese Leute, denen ich im Nachhinein nicht einmal vorwerfen kann, dass sie schlechte Menschen wären, waren für mich als ehemaliger Militärmusiker der NVA, der zwar, wie es in diesem Beruf üblich war, Erfahrungen mit Alkohol gemacht hatte, aber vorher noch nie mit dem Drogenmilieu in Kontakt gekommen war, zumindest zu Beginn meiner Therapie, in höchstem Maße suspekt. Ich konnte nicht im Mindesten nachvollziehen, wie man so ein gefährliches Dreckszeug wie illegale Drogen auch noch geil finden konnte. Das Paradoxe daran ist natürlich, dass einige von ihnen, zumindest eine Zeitlang, zu meinen besten Freunden wurden. Im Gegensatz zu anderen Menschen, was auch auf einige meiner Verwandten zutrifft, verurteilten sie mich nicht für eine Krankheit, gemeint ist die Schizophrenie, weil sie durch dieselbe Erkrankung eine andere Einstellung zu diesem Thema hatten, dass nicht durch Vorurteile, Intoleranz und Unwissenheit geprägt war. Von den meisten meiner ehemaligen Freunde, musste ich mich inzwischen wegen ihres Alkohol - und Drogenkonsums wieder trennen. Als ich ins Therapiezentrum einzog, war ich, was illegale Drogen und ihre verheerenden Folgen anging, ein unbeschriebenes Blatt. Aber ich habe dort in den Gruppengesprächen, natürlich mehr oder weniger gezwungenermaßen, viel über diese Materie gelernt.

Das Konzept des Therapiezentrums war zwar mehr auf die Behandlung von Jugendlichen ausgerichtet, trotz dem fand ich, das es damals eine gute Mischung zwischen jüngeren und älteren Klienten gab, die eigentlich einen guten Zusammenhalt des Kollektivs ermöglichte.

Während der Ergotherapie arbeitete ich jeden Tag als Chefkoch des THZ. Den Begriff Vorarbeiter mochte ich nicht, denn dieser hatte für mich eher immer etwas mit dem Baugewerbe zu tun. Es machte mir großen Spaß die Hauptgerichte zu kochen und

meine Mitklienten anzuleiten. Kochen wurde für mich wieder zum Hobby, das ich bis zum heutigen Tage beibehalten habe. Da ich durch meine Vergangenheit harte Arbeit gewohnt war, fühlte ich mich durch den Tagesablauf im Therapiezentrum immer eher etwas unterfordert, als überfordert. So nutzte ich die Mittagspause denn auch mehr zum Lesen und Schreiben, als zum Schlafen. Selbst in den schlimmsten Zeiten meines Lebens hatte ich immer eine gewisse Tagesstruktur beibehalten, die man mir nicht extra beibringen musste und die mir hier vieles leichter machte. In puncto Kommunikation habe ich allerdings viel dazugelernt, wofür ich dieser Einrichtung wirklich dankbar bin. Dass es in meinem Leben Zeiten gegeben hat, in denen mein kompletter Wortschatz wirklich nur noch aus den Wörtern „Ja“ und „Nein“ bestand, ist mir heute nicht mehr anzumerken.

Das, was im ersten halben Jahr wirklich quälend für mich war, als jemand der sein halbes Leben lang Stimmen gehört hat, war das Radioverbot auf den Zimmern. Doch auch dies war ein Punkt, der durchaus verhandelbar war. Als Klientenfürsprecher, zu dem ich nach kurzer Zeit gewählt wurde, gelang es mir schließlich, im Besonderen durch das durchaus zutreffende Argument, dass ein Schizophrener, der Stimmen hört, auf ein Radio angewiesen ist, um sich abzulenken zu können, dieses Verbot aufheben zu lassen. Dass es gemeinsames Fernsehen - und CD -Hören gab, war für mich dagegen durchaus nachvollziehbar, da es ein gutes Mittel darstellt, um den Teamgeist zu festigen und die Kommunikationsfähigkeit zu stärken.

Den besten Kaffee kochte mit Abstand Frau Macguirre, die mich persönlich immer an die schöne Helena aus der Ilias von Homer erinnerte. Allerdings gab es den guten, koffeinierten Kaffee nur zum Frühstück.

So brachte mir der illegale Genuss von Kaffee denn auch im Laufe der Zeit mehrere Verweise ein, denn die gute Nase von Frau Holland war einfach nicht zu überlisten. Vom Personal wurde der Kaffeeschmuggel wohl eher mit Humor genommen. Schließlich handelte es sich ja nicht um Drogen oder Alkohol! Sicher, es war kein wirkliches Gefängnis, in dem ich für meine vergangenen Sünden zu büßen hatte, trotzdem komme ich nicht darum herum, für mich persönlich festzustellen, dass auch ein goldener Käfig immer ein Käfig bleibt.

Im Gegensatz zu damals hat sich für die heutigen Klienten allerdings vieles positiv verändert, wie z.B. eine längere Ausgangszeit, das Radio auf dem Zimmer, koffeinerter Kaffee, sowohl morgens, als auch nachmittags, oder der Gebrauch von MP 3 –Playern.

Mit einem Augenzwinkern möchte ich noch erwähnen, dass das Gemeine an dieser Einrichtung war, dass man einerseits wie im Kloster leben musste, die Klientel bestand fast nur aus Männern, und andererseits eine Menge außerordentlich hübscher Betreuerinnen vor die Nase gesetzt bekam, die natürlich für uns tabu waren. Das war halt der fiese Aspekt an dieser Art von Paradies. Wenn es um Sex oder Putzen ging hieß es immer, es gibt nichts, was sie nicht auch alleine könnten!

Am besten verstand ich mich mit einem Klienten, der ungefähr in meinem Alter war, ein Alkoholproblem hatte und unter fast ständigen Depressionen litt. Er war lange Zeit mein bester Freund und Vertrauter, auch noch nach meinem Auszug aus dem Therapiezentrum.

Meine Bezugsbetreuerin zu dieser Zeit waren Frau Tschsch und später Frau Teller, denen ich hoch anrechne, dass sie sich immer für meine Interessen, sei es nun Wochenendurlaub oder Wohnungssuche, bei der Leitung des THZ eingesetzt haben. Für ihre gute Betreuung bin ich ihnen heute noch sehr dankbar,

obwohl ich trotz Bezugsbetreuerin meine Betten immer alleine beziehen musste. Überhaupt muss ich den Betreuern und Betreuerinnen an dieser Stelle ein großes Lob aussprechen, weil sie sich wirklich jeder Zeit darum bemühten, uns Klienten das Leben im Therapiezentrum so angenehm wie möglich zu gestalten, wenn auch die zahlreichen Freizeitangebote von den Klienten, aus meiner Sicht, nur unzureichend genutzt wurden. Ich machte da keine Ausnahme. So hätte ich beispielsweise gerne mit Frau Sissi Holland Dame, Halma oder Mühle gespielt, aber meistens zog ich mich abends in mein Schneckenhaus zurück oder nutzte ihn lieber zum Spaziergehen. Allerdings haben wir das Duell im spielerischen Bereich nach meiner Entlassung nachgeholt und ich bin eigentlich sehr stolz darauf, dieser hoch intelligenten Frau, spielerisch gesehen, Paroli bieten zu können. Bis jetzt steht es nach 15 ausgetragenen Spielen immer noch 7,5: 7,5 unentschieden. An Angeboten wie Fußball, Tischtennisturnieren oder Ausflügen, wie dem zu der Ausstellung des Holzbildhauers auf dem Dänholm, nahm ich jedoch immer gerne teil.

Am 15. August 2007 zog ich, nach erfolgreicher Absolvierung der Therapie, wieder in eine eigene Wohnung, für die ich mich, trotz erheblicher Bedenken der HPK (Hilfeplankonferenz), statt einer weiterführenden Therapie in einer betreuten Wohngruppe, entschieden hatte. Im Nachhinein erwies sich diese Entscheidung auch als durchaus richtig.

Heute führe ich, ohne staatlichen Betreuer, wieder ein Selbstbestimmtes Leben. Ich wohne in einer kleinen 2 – Raum – Wohnung, die ich mir, auch mit Hilfe meiner Verwandten, gemütlich eingerichtet habe und in der ich mich außerordentlich wohl fühle. Von meiner Erwerbsunfähigkeitsrente kann ich zwar kaum existieren, aber

ich bin dennoch mit meinem Leben nicht unzufrieden.

Seit dem mein neuer Psychiater, meine Medikation auf Risperdal umgestellt hat, komme ich mit den Stimmen sehr viel besser zurecht. Ich höre sie jetzt nur noch ganz selten, insbesondere dann, wenn ich psychischen Stress habe. Solange ich es mit dem Kaffee, dem Alkohol und den Zigaretten nicht übertreibe, bin ich durch das neue Medikament eigentlich vor weiteren Psychosen sehr gut abgesichert.

Zusammen mit Herrn Glas, war es mir, zumindest für eine Zeitlang gelungen, die „Gartenhaus“ - Vereinszeitung „Kaleidoskop“ zu neuem Leben zu erwecken und die Arbeit als Chefredakteur dieses kleinen Blattes machte mir sehr viel Spaß. Weiterhin male ich Öl – und Acrylbilder, zeichne Karikaturen, schreibe Bücher und Gedichte unterschiedlichen Inhalts, wie z.B. das vor kurzem fertig gewordene, schon erwähnte, autobiographische Buch „Sturz vom Olymp – Die Rückkehr des Nostradamus“, habe mich weiterhin vier Jahre lang aktiv in der Musikgruppe von Frau Holland betätigt und spiele in der Psychiatrischen Institutsambulanz Tischtennis, so dass ich durchaus behaupten kann, einen sehr strukturierten Tagesablauf zu haben, zu dem auch jeden Tag frühes Aufstehen sowie die Zubereitung eines warmen Mittagessens mit ausgesuchten, frischen Zutaten gehört. Langeweile kenne ich nicht!

Gerade habe ich vom R.G. Fischer Verlag ein sehr lukratives Angebot für mein satirisches Erstlingswerk „STURZ VOM OLYMP – Die Rückkehr des Nostradamus“ bekommen, das ich auf jeden Fall nutzen möchte, auch wenn die Realisierung der Finanzierung fast unmöglich ist. Ohne Sponsoren wird wahrscheinlich auch dies ein unerfüllbarer Traum bleiben. Aber möglicherweise ist es ja die große Chance, auf die ich mein ganzes Leben lang gewartet habe! Allerdings hat mir kürzlich

der Professor und Leiter des Krankenhauses West, nach einem meiner Vorträge angeboten, mein Buch kostenlos im Internet zu veröffentlichen. Das wäre immerhin ein guter Anfang!

Während der Familientherapie bei Frau Fuchs, kamen wir auf den Gedanken, dass ich mein Wissen und meine Erfahrungen durch Vorträge weitergeben könnte. Seitdem habe ich mehrere erfolgreiche Vorträge z.B. vor Ärzten und Studenten des Krankenhauses West bzw. vor Studenten der Berufsschule für Heilberufe gehalten.

Sie war es auch, die mich darauf brachte, mich bei der Organisation Ex –In, das steht für Experienced – Involvement, also der Beteiligung Psychiatrie – Erfahrener am gesellschaftlichen Leben bzw. der aktiven Mithilfe bei der Betreuung anderer psychisch Erkrankter, um eine Ausbildung zum Dozenten zu bemühen. Mittlerweile habe ich die Bewerbung und das Bewerbungsgespräch erfolgreich absolviert und beginne meine einjährige Ausbildung in Rostock Ende Oktober diesen Jahres.

An dieser Stelle möchte ich Ihnen gern noch eine kleine Anekdote erzählen:

Eines Tages lud mich Frau Fuchs zum Kaffee trinken in die Stadt ein. Vormittags holte sie mich von zu Hause ab und wir schlenderten gemeinsam in Richtung Hafen. Natürlich war ich stolz, mal wieder so eine attraktive Frau an meiner Seite zu haben und mit ihr spazieren gehen zu dürfen.

Als wir das Ozeaneum erreichten, mussten wir feststellen, dass wir nicht bedacht hatten, dass es der Tag der großen Eröffnungsfeier war, zu dem, neben unserer Bundeskanzlerin, sämtliche Politprominenz aus Mecklenburg – Vorpommern geladen war. Dennoch fanden wir ein freies Plätzchen, um uns unseren Kaffee munden lassen zu können. Ein Stralsunder Abgeordneter der Linkspartei, den ich persönlich durch

gleiche Parteimitgliedschaft kannte, kam auf unseren Tisch zu und reichte den beiden neben uns sitzenden Medienvertretern die Hand. Meine Begleiterin und mich dagegen würdigte er keines Blickes. Das ist wohl das, was man bei Politikern volksnah nennt!

Der Medienrummel nervte uns beide und so beschlossen wir, langsam am Hafenufer entlang nach Hause zurückzuschlendern. Durch Zufall kamen wir an einem alten Gebäude vorbei, das gerade saniert wurde und dessen Bauleiter ein schon etwas in die Jahre gekommener, vornehm aussehender Herr mit graumeliertem Haar war, der ein guter Freund meiner Bekannten zu sein schien.

Wir gingen auf ihn zu, sie begrüßte ihn herzlich und sagte dann zu mir: "Das ist Herr so und so!" Höflich, wie ich nun einmal erzogen worden bin, reichte ich ihm artig die Hand und stellte mich dem Mann mit: „Kurth, Guten Tag!“, vor, woraufhin seine Gesichtszüge entgleisten und zu Eis erstarrten. Dann setzte er ein süßsaureres Lächeln auf, holte tief Luft, und stieß dann missmutig hervor: "Na, okay! Wenn da so ist! Ich bin Jochen!"

Seit meinem Auszug vor über vier Jahren gab es außer einem einwöchigen Krankenhausaufenthalt im Frühjahr 2009 keine nennenswerten Rückschläge mehr, was ich zu einem nicht unerheblichen Teil der guten Betreuung durch die Angestellten des „Gartenhauses“ zu verdanken habe und der Tatsache, dass ich mich selbst nie aufgegeben habe. Deshalb werde ich vom Therapiezentrum, auf eigenen Wunsch hin, auch weiter betreut, wobei ich sagen muss, dass inzwischen ein echtes Vertrauensverhältnis zwischen mir und meinen Betreuern entstanden ist. Ich fühle mich sehr gut von Ihnen beraten und kann mich hervorragend mit ihnen unterhalten.

Mit Frau Franziskus habe ich mittlerweile die vierte Bezugsbetreuerin innerhalb von vier Jahren und allen die mich bis jetzt betreut haben, muss ich an dieser Stelle eine hervorragende Leistung bescheinigen und komme nicht umhin festzustellen, dass ich ohne die Betreuung durch das Therapiezentrum bzw. das hohe Engagement meiner Bezugsbetreuerinnen, heute nicht da wäre, wo ich bin. Vermutlich wäre ich wieder in alte Muster verfallen.

Die Betreuung an sich beinhaltet nicht nur das Besprechen von Problemen, sondern auch gemeinsames Kochen und Backen, das Tätigen von Einkäufen und Behördengängen, wobei ich das alles natürlich auch sehr gut alleine könnte, sondern auch Hilfe bei Wohnungsrenovierungen sowie Fahrten zu Vorträgen bzw. zum Vorstellungsgespräch nach Rostock.

Da ich eigentlich so gut wie keine Freunde mehr habe, weil ich mich von vielen wegen ihres Alkohol – und Drogenmissbrauchs wieder trennen musste, sind die Betreuer und Betreuerinnen des Therapiezentrums für mich inzwischen zu unerlässlichen Kommunikationspartnern geworden, so dass ich z.Z. eine unbefristete Langzeitbetreuung durchaus in Erwägung ziehe und ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle allen Betreuern und Betreuerinnen des Therapiezentrums, auch im Namen meiner Familie, ein großes Lob für ihr Engagement und ihr Leistungsbereitschaft auszusprechen! Als ich ins THZ eingeliefert wurde, waren ich und mein Leben am Boden zerstört. Durch die Hilfe der Angestellten des Gartenhaus e.V. und meiner Familie, ist aus mir wieder ein selbstbewusster und selbstständiger Mensch geworden!

Übrigens, eines Tages lernte ich im Therapiezentrum eine junge Praktikantin kennen. Sie sah haargenau so aus wie mein erstes Date in Berlin, Anja. Die gleichen blonden Haare, die

gleiche Figur und ein und dasselbe Gesicht. Sie hätte glattweg ihre Tochter sein können. Es war fast wie eine Begegnung mit der Vergangenheit. Das Leben geht manchmal seltsame Wege. Als Abschiedsgeschenk hatte sie während der Ergotherapie einen Aschenbecher aus Ton für mich geformt. Aber irgendein Trottel zerbrach ihn, bevor er gebrannt werden konnte. So bleibt mir denn nur wieder eine schöne Erinnerung.

Meine inzwischen hoch betagte Mutter und meine Schwestern besuche ich regelmäßig bzw. sie mich. Da ich mir mit meiner kleinen Rente kein Fahrzeug leisten kann, bin ich auf die Bahn angewiesen. Ich stehe sozusagen etwas unter „Zugzwang“. Wie es so schön in der Fernsehwerbung heißt: „Die Bahn kommt!“. Aber manchmal eben auch nicht! Dann friert man sich auf dem zugigen Bahnhof in Bergen den Allerwertesten ab. Warum gibt es eigentlich keinen Streik der Fahrgäste? Die GDL hat sich da doch auch nicht so?

So kann ich denn zum guten Schluss festhalten, dass in meinem Leben fast alles wieder in bester Ordnung ist. Das einzige was mir jetzt noch fehlt ist eine Partnerin.

Ich habe 2006 mein altes Leben gründlich zerstört. Aber vielleicht war es ja notwendig? Vielleicht musste ich mein altes Leben in Bergen auf Rügen erst zerstören, damit ich mir woanders ein neues und besseres Leben aufbauen konnte? Und dennoch - eine Frage bleibt: „**WER BIN ICH???**“

Nachtrag

Von der schrecklichen Psychose 2006 war nicht nur ich selbst, sondern insbesondere auch enge Freunde und Verwandte von mir betroffen. Wie meine heute 88 – jährige Mutter meine Krankheit erlebte, schildert sie in einem Schreiben, das sie mir kürzlich zusandte und das ich an dieser Stelle gerne veröffentlichen möchte:

SCHIZOPHRENIE AUS DER SICHT EINER MUTTER

Wie die Krankheit bei meinem Sohn anfing, war sie mir unbekannt. Mir hat auch nie jemand gesagt, was mich noch erwartet. Wie das anfing, war mein Sohn in Berlin. Da ich zu dieser Zeit schon Rentnerin war, konnte ich länger in Berlin bleiben und bin dann 6 Wochen lang jeden Tag in die Klinik gefahren, um meinen Sohn zu besuchen. Nie hatte er jemand, mit dem er sich vernünftig unterhalten konnte. Leider hatte die behandelnde Ärztin keinen Rentenantrag gestellt, obwohl sie hätte wissen müssen, dass mit den Medikamenten eine achtstündige Arbeit nicht mehr zu schaffen war.

Da ich aus alters – und gesundheitlichen Gründen nicht ständig nach Berlin fahren konnte, habe ich meinen Sohn 1990 nach Hause geholt. Die 800.-DM für den Umzug habe ich von meiner Rente bezahlt. Eine Erstattung der Kosten wurde vom Sozialamt abgelehnt, da man das Geld hätte vorher beantragen müssen, was wir aber nicht wussten. Von den jungen Frauen konnte man kein Verständnis erwarten. Die hatten ja ihr gutes Einkommen.

Mein Sohn war hier bei einem Neurologen in Behandlung. Leider glauben die Kranken, wenn es ihnen besser geht, brauchen sie die Medikamente nicht mehr. So kam der

Rückschlag und der war so schlimm, dass mein Sohn nicht mehr wusste, was er macht. Er hatte sich geärgert, dass er ohne Überweisung oder die 10.-€ Praxisgebühr nicht behandelt wurde. Er hat viele Sachen weggeworfen. Der Kleiderschrank war leer. Der Stuhl vom Fenster im Müll. Der Lederstuhl vom Schreibtisch und sein Keyboard waren auch weg. Die Lederjacke total zerrissen. Der Schaden war groß. Im Versandhaus hatte er 6 Lampen, 2 große moderne Fernseher, einen elektrischen Kamin und 2 Paar Schuhe bestellt. Ich habe versucht die Auslieferung zu verhindern und beim Kundendienst angerufen, sie möchten das nicht ausliefern, weil mein Sohn krank ist und das mit seiner Erwerbsunfähigkeitsrente nicht bezahlen kann. Die Sachen wurden trotzdem angeliefert. Erst durch meinen Brief an die Leitung des Versandhauses, wurden die gelieferten Waren wieder abgeholt. Ein Anruf bei mir hätte das alles verhindern können.

Es wurde dann so schlimm, dass mein Sohn die Wand in der Küche Schwarz und Rot anstrich und ein Bild darüber hängte. Da ich nicht mehr wusste, was ich machen sollte, habe ich mitten in der Nacht den Notarzt angerufen. Mein Sohn kam ins Krankenhaus. Von dem behandelnden Neurologen war kein Rat zu bekommen. Ich war persönlich da und da hieß es, ohne Bestelltermin ist der Arzt nicht zu sprechen. Ein Anruf hätte genügt und ich hätte die 10.-€ Praxisgebühr für meinen Sohn bezahlt. Der Arzt hätte sehen müssen, dass mein Sohn dringend seine Spritze und Medikamente brauchte.

Mein Sohn hat in der Wohnung über mir gewohnt. Zum Glück wollte der Notarzt die Wohnung sehen. Die Herdplatte war angestellt und es lag eine angekohlte Zeitung darauf. Vermutlich sollte damit eine Zigarette angezündet werden. Mein Sohn ist starker Raucher.

Da mein Sohn sich von mir nichts mehr sagen ließ, habe ich beim Gericht einen Betreuer beantragt. Der Mann hat mehr geschadet, als genützt. Ich hatte geglaubt, der Betreuer arbeitet mit der Familie zum Wohle des Klienten zusammen. Leider hieß es, sie sind nicht für die Familien zuständig. Meine Tochter hat alle Unterlagen für den Betreuer zusammen gesucht. Ich habe sie ihm mit einem Zettel „Miete und Licht muss bezahlt werden!“ versehen, übergeben. Das hat er aber nicht getan. Der Strom war gleich abgestellt und meine Tochter musste mit meiner Enkelin das Bad im Kerzenschein reinigen. Mit viel Mühe haben sie die Wohnung an die „Lebenshilfe“ übergeben. Die Malerarbeiten hat die „Lebenshilfe“ übernommen und später die Wohnung genutzt.

Nach der Behandlung im Krankenhaus, kam mein Sohn ins Therapiezentrum in der Tribseer Straße in Stralsund. Mit Unterstützung dieser Mitarbeiter, geht es meinem Sohn wieder gut und er hat wieder eine eigene Wohnung, gegen den Willen seines staatlichen Betreuers. Ich hatte den Eindruck, dass dieser die Wohnungssuche verhindern wollte. Mein Sohn hat ihn ausgetrickst. Der Betreuungsvertrag ist inzwischen vom Gericht wieder aufgehoben worden.

Wir hoffen, dass die Frauen vom Therapiezentrum meinen Sohn noch recht lange besuchen dürfen. Sie haben ihm die Freude am Leben wiedergegeben. Auch zu seinem behandelnden Arzt hat er Vertrauen.

Ich bin inzwischen 88 Jahre alt und hoffe, dass ich nicht noch mal so viel Angst haben muss. Da der größte Teil der Einrichtung meines Sohnes in den Sperrmüll musste, hatte er fast nichts mehr in der neuen Wohnung. Er sollte vom Sozialamt Geld für die Erstausrüstung bekommen. Da er nach 3 Monaten noch immer nichts hatte und auf einer Matratze auf der Erde schlief und noch nicht mal Gardinen an den Fenstern

hatte, habe ich Gardinen, eine Liege und einen Fernseher für ihn von meiner Rente gekauft. Von den 700.-€ die er dann noch vom Sozialamt bekam, hat er sich eine schöne Anbauwand gekauft. Mit der Eckbank und dem dazu passenden Tisch, die ich ihm schenkte, ist seine Wohnung jetzt wieder zum Wohlfühlen.

Ilse Kurth

An dieser Stelle, möchte ich mich bei allen Freunden und Verwandten, denen ich in dieser schrecklichen Zeit Kummer und Schmerz zugefügt habe, aufrichtig entschuldigen und mich bei jenen bedanken, die trotzdem immer zu mir gehalten und mir geholfen haben diese schwere Krise zu überwinden!

Andreas Kurth

Literatur

Andreas Kurth

DAS RÄTSEL VON PALENQUE 2002

DIE GROSSE BERTELSMANN LEXIKOTHEK

Bertelsmann Lexikon Band 11

Stichwort: Pergamon

N. Alexander Centuri

DIE GROSSEN WEISSAGUNGEN DES NOSTRADAMUS

Prophetische Weltgeschichte bis zum Jahr 2050

1977 Turm - Verlag

GENIE UND WAHNSINN?

Was, wenn nichts mehr so ist, wie es war? Was, wenn die ganze Welt mit einem Schlag aus den Fugen gerät? Ist eine psychische Krankheit ein Fluch oder eine neue Chance? Andreas Kurth beschreibt in seiner Erzählung, mit mehr als einem Augenzwinkern, seine Erlebnisse mit der Diagnose „paranoide schizophrene Psychose“, ihre Heimtücke und auch ihre komischen Momente und beweist in seinem heiteren Erstlingswerk, anhand vieler Beispiele, dass seine Sicht auf diese Welt, gar nicht so paranoid und schizophran ist, wie es auf den ersten Blick scheinen mag!

